

Kf



Zukunft



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Norgghe	1
Lichtenberg. Von Friedrich Gundelfinger	8
Auf der Reichsliste: Von Maxie von Bunsen	15
Selbstkannigen. Von Richard Fosch und Hugo Sefus	22
Englische Malermeister. Von Julius Meier-Graefe	25
Papa. Von Ernst Hilget.	36
Neue Sorgen. Von Labou	37

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Invertieren-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekenschen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

Circus Busch

An Bahnh. Börse
 Täglich Abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Auf der Hallig

Original Manège-Schaustück
 des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben: Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.
 Darnett-Family (5 Pers.) Salon u. Manca (Equilibristen). Austral. Holzfäller. Gust. Stensbeck a. G.

EMIL JACOBY
 „Herz-Schuhe“



Franko-Versand
 nach den Provinzen

Friedrich-
 Strasse 70

Leipzigerstr. 26
 Schillstrasse 11a

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
 sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
 Petersstr. 8

Berlin
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
 Kaiserstr. 29

Preisliste Versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Dreiundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.



Inhalt.

<p>Achilleion f. Chronikon. 1888 421</p> <p>A. E.-G. 337</p> <p>Amerika 306</p> <p>Anleihen f. Deutsche.</p> <p>Australischen Kohlenacht, im . . . 169</p> <p>Balkanfragen f. Korypho.</p> <p>Balkan, f. Sorgen, neue.</p> <p>Berichterstatterstrife f. Chronikon.</p> <p>Bismarck Postumus 325</p> <p>Bodenkredit 223</p> <p>Börse, die 145</p> <p>Botschafterposten f. Hill.</p> <p>Brief, ein 226</p> <p>Brüder, die feindlichen 409</p> <p>Buddhadrama, mein 99</p> <p>Chronikon 79</p> <p>Dandelmann, E. v. f. 1888.</p> <p>Deutsch-englische Freundschaft f. Dialyse.</p> <p>Deutsche Anleihen 114</p> <p>Deutschlands Macht f. Dialyse.</p> <p>Deutsch-Ostafrika 290</p> <p>Dialyse 381</p> <p>Diplomaten f. Hill.</p> <p>Dissolving Views 341</p> <p>Dreibund, der neue f. Dialyse f. a. Dissolving Views.</p> <p>Duma, in der 436</p> <p>Eben, Frederic van 56</p> <p>v. Einem f. Chronikon.</p> <p>England f. Dissolving Views.</p> <p>Exler, Fritz 177</p> <p>Ernst, Jakob f. Prozeß- bericht II.</p> <p>Floeden 226</p>	<p>Formenlehre des Ornamentes, eine neue 322</p> <p>Fragmente 208</p> <p>Französisch-englisches Bündniß f. Dissolving Views.</p> <p>Friedrich d. Große f. Dissolving Views.</p> <p>Friedrich Wilhelm d. IV. f. Chro- nikon f. a. Dissolving Views.</p> <p>Galerie, die moderne 268</p> <p>Gelbmarkt f. Sorgen, neue.</p> <p>Gelegenheit, eine verpaßte 205</p> <p>Gerichtstag 149</p> <p>Gesa Blitt 289</p> <p>Golgatha 110</p> <p>Hamburg-Amerika-Linie f. Sor- gen, neue.</p> <p>Harnisch f. Rheinisch-West- fälische.</p> <p>Heese, Antonie van 128</p> <p>Herrscherbildnisse 185</p> <p>Hill 41 f. a. Korypho.</p> <p>Hingpeter, Geheimrath f. 1888.</p> <p>Industrieherrn f. Brüder, d. feindlichen.</p> <p>Judez und Syllabus f. Lehramt d. Papstes.</p> <p>Interviews f. Prozeßbericht II.</p> <p>Ihre Majestät die Kellame 475</p> <p>Jude, der tote 132</p> <p>Kaiser Friedrich III. f. 1008.</p> <p>Kirche, die schwarze 174</p> <p>Kohle f. Sorgen, neue f. a. Weiße Kohle.</p>
---	--

Kohlenschaft, im australischen . . .	169	Reichenau, auf der	15
Kollegienheft, aus dem	330	Reichsgerichtsentcheidung	467
Korypho	1	Reichsgerichtsverhandlung f. Revi-	
Kurfürst Friedrich d. III. f. 1888.		sion.	
La Nave	93	Reiter auf dem Regenbogen, der .	376
Lehmann, Landgerichtsdirektor f.		Reklame f. Ihre Majestät.	
Revision.		Religion f. Lehramt des Papstes.	
Lehramt des Papstes, das	117	Renoir	397, 445
Lemaitres Rousseau	125	Revision	269
Lespinasse, die	488	Rheinisch-Westfälische, die, und ich.	215
Lichtenberg	8	Rousseau f. Lemaitres.	
Makedonien	461	Russisch-englisches Bündniß f. Dis-	
f. a. Dialyse.		solving Views.	
Malermeyer, englische	25	Sardanapal	309, 380
Marokko f. Dialyse.		Saubengel	73
Mayer, Wilh., Oberlandesgerichts-		Schelling? was ist uns	62
rath f. Prozeßbericht.		Schöpfungsgagen	102
Wein Vater	357	Schulenburgs Brief f. Prozeßbe-	
Mennet	406	richt.	
Moltes Briefe an Frau von Heyden		Schwüler Abend	288
f. Revision.		Selbstanzeigen	22, 181, 370, 455
Montaigne	412	Sello f. Revision.	
Montanindustrie f. Gräber, die		Sorgen, neue	37
feindlichen.		Sternbergprozeß f. Revision.	
Muley Abd ul Hafid f. Dialyse.		Tschudi	187
Münchener Prozeß f. Gerichtstag		Tweedmouth f. Chronikon.	
f. a. Prozeßbericht.		Uebe, an Frh von	305
Naturwissenschaft und Weltanschau-		ungehör vor Gericht f. Revision.	
ung	257	Vierzeiler	255
Offizier und Lehrer	318	Wießkapitel	363
Ompeda	252	Wasserkraft f. Weiße Kohle.	
Ostafrika f. Deutsch-Ostafrika.		Weiße Kohle	457
Papa	36	Weltanschauung f. Naturwissen-	
Phoeniz	373	schaft.	
Prozeßbericht	189	Wie es wurde	438
Prozeßbericht II	229	Wilhelm II f. 1888.	
Prozeßreform	131	Zweikampf	325



Berlin, den 4. April 1908.

Korypho.

Von Venedig nach Korfu brauchen die Dampfer der Navigazione Generale Italiana ungefähr neunzig Stunden. Zeit genug, unterm Sonnensegel den Lehren alter Geschichte nachzuträumen. Diesen Weg fuhren vor neunhundert Jahren die Schiffe des Herzogs von Venetien und Dalmatien; als sie dem von den Normannen bedrängten Basileus Hilfe gebracht hatten, durfte Vitale Falieri sich gar Herrn von Istrien nennen. Ein Dandolo zog als Sieger in die Stadt Konstantin, nahm Kandia, stärkte im Aegäischen und im Ionischen Meer die Macht der Republik. Ein anderer Dandolo befahl den Galeeren, die von den Genuesen geschlagen wurden. Achtzig Jahre danach erst ward die Rache möglich: die Veneter siegten über Genuas Flotte und Heer und konnten in Turin der Handelskrivalin den Frieden diktiren. Um diese Zeit wurde Korfu zum zweiten Mal die Beute des geflügelten Markuslöwen. Dalmatien aber war im Kriege gegen Ungarn verloren worden. Und je weiter die Osmanen vordrangen, desto schmaler wurde das Herrschaftsgebiet der Dogen. Die Laune Fortunens wechselte; doch zur Vormacht des Ostens konnte Venedig nie wieder werden, seit die Türken am Bosphorus saßen und der Seeweg nach Ostindien gefunden war. In Dalmatien hat Morosinis Feldherrnleistung der Republik noch einmal zu Ansehen geholfen; Cypern und Kreta konnte auch er ihr nicht retten. Seit dem Frieden von Pischarewatz hat sie auf weltpolitisches Handeln verzichtet und heute gehört das Compartimento Veneto nicht zu den blühenden Provinzen. Die Macht der Republik ruhte, wie ihre Hauptstadt, auf einem Pfahlgerüst und konnte nur dauern, so lange der allen Toden

trohende Wille einer Kriegerasse das hölzerne Fundament gegen Sturmfluth und Wogenprall schirmte. Diese Rasse hat dem Oströmischen Reich gefehlt; drum war es verloren, als muthlose Schwächlinge den Sitz Konstantins erklettert hatten. Auch daran sollte auf diesem Seeweg der Reisende denken. Nikephoros Phokas, dem, nach den Siegen auf Kreta, bei Hierapolis und Aleppo, mit dem schönen Leib der Schänkendirne Theophano auch deren Witwengut, das Erbe der Armenierdynastie, zugefallen ist, lebt noch in seinem Heer und hält es in Athem. Kein Jahr ohne Krieg; kein Krieg ohne Lorber. Johannes Zimisles, der im *cubiculum* die brünstige Theophano umarmt und den schlafenden Kaiser tötet, schreitet als gekrönter Feldherr in noch helleren Glanz; wehrt dem Romäerreich die Slavengefahr ab und sichert ihm für zwei Jahrhunderte das Leben. „Vor dem Grimm des Zimisles erbeben die Völker. Vor ihm flohen die Sarazenen und die Armenier. Die Perser baten ihn um Gnade. Bis nach Edessa zog er und bis an den Euphrat. Die Roffe seines Heeres zerstampften die Saat der Syrer und Phöniker. Wo in Feindesland Etwas wuchs, da mähte, gleich der Sichel, das Schwert der Christen.“ So hat der Mönch Georgios das Lebenswerk dieses Basileus geschildert. Zwei Helden folgt ein dritter: unter dem starken, tollkühnen Barbaren Basileios erreicht Byzanz den Gipfel der Macht. Dann geht es bergab. Der achte Konstantin ist kein Soldat und überläßt das Heer den Hofleuten. Der neunte vergeudet sein Geld an Luxusbauten und Wissenschaftspielererei und läßt die Armee darben. Die Normannen dringen vor und entweißen Ostrom, was Justinian ihm gewonnen hat. Die in ihrem Selbstgefühl beleidigten Generale empören sich und rufen den (einem Höfling geopfertem) Feldherrn Isaak Kommenos zum Kaiser aus; einen schweigsamen Greis, der mit einem Wink zu befehlen versteht, die Bürde des Amtes aber nicht lange trägt. Redner und Rechner, Schreiber und Träumer folgen. Frieden um jeden Preis: so lautet bald die Losung. Das Reich verbürgerlicht sich und die herrschende Bureaucratie blickt mit verächtlichem Lächeln auf die Tage des „rohen Militarismus“ zurück. Auch nach dem Schicksalstag von Mantzikert, nach dem Verlust von Armenien und Kappadokien wird die Phrase nicht entthront. Ringsum Feinde; und früh und spät dennoch der Ruf nach Frieden. Noch einmal rettet die Armee das Reich: sie krönt in der Sophienkirche den kriegerischen Komnenen Alexios. Der befreit das Land von den Normannen, schlägt bei Korfu, im Bunde mit den Venetern, ihre Flotte und erobert den Westen Kleinasiens zurück. Doch der Glanz währt nicht mehr lange. Der Militarismus ist bekämpft, der Byzantinismus gezüchtet worden. In Ost und West lauert die

Feindschaft. Germanen, Slaven, Islam: für das Reich schwahender Memmen ist's zu viel. Selbst die tüchtigen Regenten können nur für kurze Zeit noch das Unheil aufhalten. Unter dem Kalimajkon, dem prächtig wallenden Trauerschleier, verweist der Leib des von großen Kriegern und Organisatoren geschaffenen Staates. Noch jauchzt das bethörte Volk dem Kaiser zu, der in pomphaftem Zug durch die Straßen schreitet. Jauchzt noch, als Mohammeds Janitscharen schon zum Sturmangriff vorrücken. Das Kreuz auf der Sophienkirche schützt sicher selbst in schlimmster Wettergefahr. Sicher. Da fällt das Kreuz; muß dem Halbmond weichen. Der Glanz der Großmacht ist längst fahl geworden. Nun versinkt Ostrom; das Griechenreich war einmal. Und von dem Basileus erbt der Zar der Moskowiter, der die Palaeologentochter freit, den Stirnreif des Konstantinos Monomachos. So welken Weltreiche, die das Schwert schuf, das Schwert nur erhalten konnte . . . Otranto, das der zehnte Konstantin, der Rechenmeister, verlor. Korypho, das Jaak Angelos zurückgewann. Bis hierher flogen einst die Adler von Byzanz. Schon raffelt die Ankerkette.

Im Hafen läßt der Zugereiste sich den Aufruf des Bürgermeisters von Korfu überlesen. „Auf den Deutschen Kaiser lauscht und schaut die Welt. Er ist die größte Gestalt des Jahrhunderts.“ Da steht's. Und doch ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit die Byzantiner hier herrschten. „Der Deutsche Kaiser ist an glänzenden Empfang gewöhnt; zeigt ihm, daß die Empfindung echt ist, die Euch ansjubeln läßt.“ Ihr kennt ihn zwar nicht; doch er bringt Geld ins Eiland. Ackerbau, Fischerei, Viehzucht, Gewerbe: Alles ziemlich dürftig. Wenn der Kaiser oft herkommt, hebt sich die Fremdenindustrie. Zeigt also flink, daß Eure Empfindung echt ist. Das Material, das bei Gasturi für den Auspuß des Achilleion und für das neue Hofherrenhaus verwandt wird, ist nicht echt. Der Kaiser will, daß Alles fertig sei. Rabitzwände und Coulißen müssen ausbessern. (Ein Hausminister ist der eiligen und kostspieligen Pflicht entflohen; fand die Last einer neuen Hofhaltungstätte allzu schwer. Aus dem Munde des Oberhofmarschalls, der sie jetzt trägt, hörtet Ihr keinen Seufzer. Die Civilisten wird nächstens ja doch erhöht.) Dennoch mußte die Ankunft verzögert werden. Hundert Menschen, allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften, wollen standesgemäß untergebracht sein. Die Inulaner können kaum erwarten. Solche Ernte ward der Eparchie Kerkyra niemals. Hundert aus Berlin; zwei deutsche Kriegsschiffe und ein Depechenboot. Aus Athen kommt der König mit Frau und Kindern. Und King Edward schickt (zur Aufsicht?) zwei Panzerschiffe.

Ein Jahr ist's her (fast auf den Tag): da sprach unsrer getreuer Freund Cirmeni in der turinger Stampa die Hoffnung aus, Victor Emanuels Besuch

in Athen werde bewirken, daß Griechenland sich den anderen Balkanstaaten anschließe, die unter britischem Patronat Italiens Abwehr österreichischer Pläne unterstützen wollen. So laut war Italiens Interesse an den Balkanfragen kaum je vorher noch betont worden. Nun hat Wilhelm den Sohn Umberto's in Venedig besucht. Sie blieben nicht lange beisammen und die Luft erwärmte sich nicht. Immerhin gab's Besichtigungen italienischer Kriegsschiffe und Gespräche mit Admiralen. Gleich danach Begegnung mit dem Hellenenkönig. Ein Edler hat im Savoyerreich behauptet, vom Deutschen Kaiser zu der Erklärung ermächtigt zu sein, in Albanien sei von den Oesterreichern nichts zu fürchten. Nach dem Verkehr mit den Königen von Italien und Griechenland vielleicht noch ein Ausflug an die albanische Küste (der die nach einer Ausleihe lechzende Türkei Geld kosten würde)? Das könnte in Wien verstimmen; im Haus des Thronfolgers mehr noch als in der Hofburg oder Schönbrunn. Deshalb hat Fürst Bülow gerade jetzt den Besuch des Freiherrn von Aehrenthal erwidert. Die Zeit war klug gewählt. Gar zu hitzig brauchen wir nach Algessiras um Italiens Gunst nicht zu werben. Und weil er nach Wien wollte, hat der Kanzler diesmal im Reichstag deutlicher gesprochen, als er sonst zu thun pflegt. Ueber die Reformvorschläge für Makedonien. Was drum und dran hing, war unbeträchtlich; Zweck und Ziel der Rede ein Satz: „Man kann von uns keinen Enthusiasmus für Vorschläge erwarten, die wir nicht für wirksam oder die wir gar für gefährlich halten; dazu rechnen wir Neuerungen, die des Sultans Landeshoheit gefährden und dadurch die mohammedanische Bevölkerung der Türkei zum Aeußersten reizen würden.“ Drei Wochen vorher hatte Sir Edward Grey empfohlen, in den vom Aufruhr bedrohten Wilajets die Zahl der türkischen Truppen zu verringern und die Verwaltung Makedoniens einem vom Sultan unabhängigen Generalgouverneur anzuvertrauen. Die Ablehnung dieses Vorschlages (dessen Annahme in London nicht erwartet wurde und der wohl nur die überlieferte liberale Balkanpolitik fortsetzen sollte) konnte Deutschland den stärker interessirten Ostmächten überlassen. Doch der Kanzler wollte nicht mit leeren Händen nach Wien kommen; wollte dem Erzherzog Franz Ferdinand zeigen, daß er auch in den Tagen des venezianischen Fabels zwischen West und Ost zu optiren wagt, und dem Freiherrn von Aehrenthal, daß der Weg zu einem den Osmanenbesitz freundlich schonenden Dreikaiserbündniß frei ist. Oesterreich hörte nur frohe Botschaft. Mit oder ohne Mürzsteger Programm: das Deutsche Reich steht zu dem Verbündeten. Schielt nicht nach Westen. Freut sich des Sandschalbahnplanes. Und hütet sich, den jungen Stolz Franz Ferdinands und seiner Leute zu kränken. Eine Stimme,

die offiziös Klang, hatte gesagt, Graf Pourtalès sei angewiesen worden, in Petersburg für Lehrenthal's Bahnprojekt zu wirken. Aus Wien kam (in etwas gereiztem Ton) die Antwort, Deutschlands Hilfe sei nicht erbeten, der Plan den berliner Herren nicht früher als anderen Regirungen mitgetheilt worden. (Also: kein Verlangen nach einem „brillanten Sekundanten“.) Das hat Fürst Bülow sich gemerkt und, bevor er nach Wien fuhr, „ausdrücklich festgestellt, daß wir in dieser Frage Oesterreich-Ungarn unseren Rath und unsere Unterstützung weder aufgedrängt haben noch von Oesterreich-Ungarn darum angegangen worden sind“. *F. lix Austria!* Schon spürt man, daß der greise Kaiser einen Theil des Reichsgegeschäftes dem Erben übertragen hat. Oesterreich läßt sich nicht einmal mehr den Schein einer berliner Vormundschaft gefallen.

Der Versuch, den Balkanfragen während der Zeit russischer Schwäche die Antwort zu finden, wird einstweilen nicht gelingen. Nicht, wenn Occident und Orient getrennt bleiben. Die Westmächte vermögen ohne Hilfe nicht viel; die Welt sieht anders aus als in den Krimkriegstagen. Wie Rußland sich stellen wird: that is the question. Die Politik Iswolskijs dünkt manchen Kollegen zu britisch. Doch Benkendorf wäre nicht minder anglophil (vielleicht noch mehr). Eduard soll ernstlich an eine Reise nach Petersburg denken. Die Firma Baring Brothers, das konservativste Bankhaus Englands, hat eine moskauer Anleihe übernommen. Zeichen und Wunder. Daß den russischen Schiffen die Meerengen geöffnet werden, ist gewiß. England hat viel zu bieten (auch französisches Geld) und wird den Russen, die in Ruhe was Gutes schmausen möchten, nicht zumuthen, auch in *Europe pour le roi d'Angleterre* zu arbeiten. Vorn sieht man und hört nur das Europäische Konzert; hinten wird geschäftig verhandelt und Keiner kann genau voraussagen, welche Gruppierung wir übermorgen erblicken werden. Ist Oesterreich mit Italien ganz einig? Trotzdem Lehrenthal ju-qu'au delà de Mitrowitza vorgegangen ist und Ulefsueh nun nicht mehr in die italienische Einflußsphäre fallen kann? Zu schwächlicher Nachgiebigkeit wird Franz Ferdinand (mit Conrad von Hötzendorf als militärischem Berather) nicht zu haben sein. Herr Tittoni hat schon am zehnten März in der Kammer recht faust geredet. Die Hoffnung, das Europäische Konzert werde sich zur selben Zeit und mit der selben Kraft für den Bau aller geplanten Balkanbahnen beim Sultan einsetzen, hegt er wohl kaum noch. Hat aber in London und Petersburg gute Freunde. Unser Platz ist nicht schlecht gewählt. Was uns unangenehm werden konnte (Aenderung des Balkanstatus ohne Mitwirkung Rußlands), ist fürs Erste nicht zu fürchten. Und geht Rußland mit den Westmächten, dann sitzen wir nicht allein in der Kälte und sind affekurirt.

Die Rede des Kanzlers zwang also nicht zu Tadel noch Hohn. Sie ging über Geföhrenes mit bescheidenem Anstand hinweg und suchte in einem wichtigen Bereich neue Möglichkeiten zu sichern. Auch von einem zu stolzerem Selbstbewußtsein erwachenden, zur Wahrung seiner Wirthschaftszukunft entschlossenen Oesterreich weichen wir nicht; vergessen niemals, daß Italien zum franko-britischen Concern gehört; und lassen uns weder von der monegassischen Hoheit noch von dem ubiquitären Herrn Jacob und Versöhnungsgästen ähnlichen Schlags zur Umwerbung Frankreichs verleiten. Bleibts dabei? Dann braucht der Deutsche nicht mehr bitter zu lächeln, wenn er den Kanzler von der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit der Reichspolitik reden hört. Darfer kaum noch über den Mangel an schöpferischen Gedanken klagen. Nüchliches ist jetzt ja nicht zu thun; die einstweilen letzte Gelegenheit verpaßt. Still sein und warten: eine andere Lösung kann es heute nicht geben. Bleibts wirklich dabei? Zweifel sind erlaubt. Der für das Ohr eines Thronerben bestimmte Haupttheil der Rede klang gut; der Nest hatte den alten Ton, der Beifall sucht, doch nirgends Glauben findet. Fürst Bülow weiß, daß die Behauptung, der deutsche Flottenbau (der England zunächst mindestens zu unbequemen Geldopfern zwinat) brauche das Inselreich Eduards nicht zu bekümmern, keinen Briten je überzeugen wird. Dennoch wiederholt er sie, so oft er über die internationale Politik zu sprechen beginnt. Er weiß auch, daß der von Wilhelm an Lord Tweedmouth geschriebene Brief drüben noch nicht vergessen ist: und redet, als handle sich um die harmloseste, alltäglichste Sache von der Welt. „Ein Privatbrief, meine Herren.“ Der Deutsche Kaiser schreibt an den Ersten Lord der Admiralität über die englische und die deutsche Flotte: ein Privatbrief. „Ein Bethätigungsrecht, das von allen Souverainen beansprucht wird und das Niemand unserem Kaiser beschränken darf.“ Daß Eduard mit Schwolskij, Franz Joseph mit Littoni Briefe ähnlichen Inhaltes wechselt, wird nicht leicht Einer glauben. Und Mancher wünschen, der Kanzler möge seinem Herrn von solcher Bethätigung dringend abrathen. Als Bismarck in Petersburg beglaubigt war, sagte ihm Gortschakow in einer Angststunde: „Nur zwei Menschen kennen die Politik des Cabinets: der Kaiser, der sie macht, und ich, der sie vorbereite und ausführe; Seine Majestät ist sehr verschwiegen und ich sage nur, was ich will.“ Der kleine Kanzler schlotterte bei dem Gedanken, Alexander könne hinter seinem Rücken mit Hugo Münster (der am russischen Hof Militärbevollmächtigter gewesen war) als mit dem berliner Vertrauensmann unterhandeln. „Münster hatte hier unter dem hochseligen Herrn eine Stellung, die für einen Ausländer, wenn er auch dem befreundetsten Hof angehört, in den Augen jedes Russen unmöglich ist. Sie,

Herr Gesandter, haben den Taft gehabt, alle Nebenwege zu vermeiden, die Ihnen offen stehen konnten." So dachte der Berather des Selbstherrschers. Im Deutschen Reich hat der kaiserliche Minister an dem Geheimverkehr seines Herrn mit den Ressortchefs fremder Mächte nichts auszusehen.

Darf drum auch nicht klagen, wenn von dem „Bethätigungsrecht“ fortan noch öfter Gebrauch gemacht wird. Präsident Krüger, General De Lacroix, Graf Soluchowski: nach diesen berühmtesten Proben persönlicher Politik hatten wir eine Pause. Auf den Fall Tweedmouth folgte sogleich der Fall Hill. Im November war gemeldet worden, Herr Lower, der die Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin vertritt, werde im Lenz Herrn Hill den Platz räumen. Alles in bester Ordnung. Herr David S. Hill wird willkommen sein. Nach fünf Monaten heißt plötzlich, das agreement sei zurückgenommen. Die amerikanische Presse wüthet. Daß eine Kandidatur höflich abgelehnt wird, ist nicht selten (auch einem deutschen Diplomaten drohte jüngst diese Gefahr); neu aber nach der Annahme ein Stimmungswechsel. „Weiß Roosevelt, weiß der Staatssekretär Root etwa nicht, wer nach Berlin paßt?“ Trotzdem unsere Offiziosen erklären, Hill sei noch immer persona grata, währt der Lärm fort. „Deutsche Annahme! Wenn unser Kandidat ihnen nicht mehr gefällt, mag der Erste Sekretär die Geschäfte führen und Lowers Posten unbezetzt bleiben.“ Der Kundige ahnt schon, was geschehen ist. Und liest am vorletzten Wärtag im Lokalanzeiger: „Der Kaiser hat die Beanstandung des von Roosevelt gewählten Botshafers bedingungslos zurückgenommen. Aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung Amerikas. Er hat seine Ansicht schnell geändert, als ihm mitgetheilt wurde, die deutsch-amerikanische Freundschaft sei gefährdet.“ Das war aus der Wilhelmstraße recta nach London berichtet worden und von dort nach Berlin zurückgelangt. Baron Speck von Sternburg muß im Weißen Haus einen Entschuldigungszettel überreichen, für dessen ungeschickte Fassung Herr von Schoen verantwortlich ist, und froh sein, wenn Uncle Sam die Stirn entrunzelt. Was war geschehen? Wilhelm hatte an Roosevelt geschrieben (oder schreiben lassen), er fürchte, der auf den Botshafersold angewiesene Herr Hill werde das Sternenbannerreich nicht so würdig repräsentiren wie der Millionär Charlemagne Lower. Und Amerika heischte öffentlichen Widerruf. Der Kaiser, der sich für die Akademie der Künste als Barock-Imperator, den Lorber auf der Allongeperücke, den rechten Fuß auf der Weltkugel, modelliren läßt, mußte nachgeben. Eine böse Geschichte. Hat der Kanzler sie im Entstehen gekannt? Sonst ist mit der Festigkeit, Stetigkeit, Einheitlichkeit deutscher Politik kein Staat zu machen. „Il ne veut pas s'excuser? Un mauvais Allemand“: Das stand im Gaulois. Wir Friedlichen haben's weit gebracht. Bis auf die Klippe von Korypho.

Lichtenberg.*)

Von den typischen Vertretern der nicht transszendentalen, sondern verstandesmäßigen Aufklärung in Deutschland ist Lichtenberg der einzige, der als Mensch mit seinen Eigenheiten für uns noch so lebendig ist, daß eine Neuausgabe seiner Werke uns angemessen erscheint. Selbst Lessing, der starke Führer dieser Schlachtreihen, wirkt heute nur noch als geschichtliches Sinnbild, nachdem seine Gedanken in die Gesamtbildung aufgenommen und verarbeitet worden sind. Lichtenberg ist beinahe ohne Wirkung vorübergegangen (man müßte ihm denn einen gewissen stilbildenden Einfluß auf seine Bewunderer Schopenhauer und Niepßche zuschreiben), aber seine Seele selbst ist frisch und merkwürdig geblieben, während die Lessings mit der Zeit, die er vertreten und beherrscht hat, historischer, trockner, ferner wird. Und jetzt wird aus dem abseitigen Sonderling, der immer nur Einzelne ansprach, der Typus einer besonderen Spielart des Aphoristikers, des Humoristen, des Sprachmeisters und des Sceptikers. Man sieht ihn als Enkel Montaignes und als Ahnen Niepßches. Und doch war er seiner Grundgesinnung nach in künstlerischen Dingen der richtige Aufklärer, gar nicht so fern von dem platten Nicolai, durchaus ein Mann des gesunden Menschenverstandes, der festen Noßstäbe und der greifbaren Umrisse, ohne eine Spur der gefühlloosen Schnellkraft Herders, der feurigen Flugkraft Schillers, der bildnerischen Beseeltheit Goethes, ohne den metaphysischen Tiefblick Kants und den allbeweglichen Geist der Romantiker. Diese Elemente sind es wesentlich, die uns jene Zeit noch lebendig machen und in unserer Zerstretheit, unserem Suchen und empfänglichen Schwanken umgeformt werden wollen. Lichtenbergs Werth für uns beruht nicht auf Dem, was er mit seiner Zeit gemeinsam hat, nicht auf seinen Gesinnungen, sondern auf inneren Erfahrungen, die er mit keinem Anderem theilte. In England und Frankreich hat Lichtenberg mehrere Brüder (Sterne, Baucarnagues, Chamfort, Diderot), in Italien einen: Galiani. Menschen von kaltem, überlegenem Verstand mit einer überreizbaren Empfindsamkeit, denen es nicht gelingt, beide Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen, und deren Leben ein stetiger Kampf zwischen den ordnenden und den aufnehmenden Energien ihres Inneren ist. Beide sind zu stark, um sich unterdrücken zu lassen (wie bei den Empfindsamen der Verstand und bei den Verständlern die Empfindung). Fehlte noch dazu die schöpferische Macht, die Beider Uebermaß zu einem gemeinsamen Dienst zwingen und nützen könnte, wie bei den großen Dichtern, so entsteht aus der Reibung eine fast krankhafte Schärfe aller Organe und im *circulus vitiosus* steigern und reizen sich die unharmonischen Gewalten bis zur Vein der Selbstzerstörung, bis zur

*) Georg Christoph Lichtenberg: Schriften. Herausgegeben von W. Herzog. Drei Bände. 3^{te} Aufl., C. Dieb. rich.

Wollust der Hellscherei, der Hellfühleri. Doch von ihren schmerzhaft labyrinthischen Irrfahrten bringen sie für uns ungeahnte Schätze der Seele mit.

Da in Nießsche der Kampf zwischen Verstand und Sensibilität nur eine Seite und nicht die Mitte seines Wesens ausmacht, so ist unter den Deutschen Lichtenberg der reinste und beinahe einzige Vertreter der Geistesart, deren allgemeine Umrisse ich hier angedeutet habe. Diese Umrisse hat er mit seinem besonderen Gehalt ausgefüllt und modifizirt. Als Deutscher hatte er von vorn herein nicht das breite Feld für die Bethätigung seines Verstandes wie die Engländer und Franzosen, denen eine feste Gesellschaft, ein Volk Rückhalt oder Widerstand war und ein Pathos gab, so daß sie ihre Begriffe vom Menschlichen durch oder gegen eine Gemeinschaft ausbilden konnten. Sie verloren sich nie völlig in „den Abgrund des Subjekts“, weil ihre Beobachtungen sich immer an eine gesellschaftlich oder staatlich normirte Menschheit wandten und, auch wo sie am Freisten spielten, wie Lawrence Sterne, das Bewußtsein des Spielens und ihrer eigentlichen Gebundenheit halten. Dem Deutschen war auch hier vorbehalten, das Ich zu lösen und aus der Noth, daß er einem gedrückten und zersplitterten, „verklaukulirten Zustand“ entstammte, eine Tugend zu machen. Daß er England genau kannte, machte ihm den Gegensatz und die Mängel seiner Umwelt noch deutlicher fühlbar. Er grub früh nach innen; und als er seinen Blick nach außen wandte, sah er mehr Individuelles als seine ausländischen Vorgänger. War ihnen der Gegenstand des Geistes das Menschliche oder die Menschheit schlechthin, so war es für Lichtenberg das Ich und das Individuelle: die menschliche Bedingtheit und ihre absonderlichen Formen.

Eine feste Norm, an die er sich halten mußte, suchte er auch; er war zu sehr Aufklärer, um sich nicht in der Außenwelt nach irgendetwas Festem umzusehen. Er fand es in den Naturwissenschaften. Die Natur, keine mit Rousseaus Augen verklärte Gefühlswelt, sondern der Komplex gewisser Gesetzmäßigkeiten, ward ihm der Halt, woran er das Menschliche maß. Das hütete ihn vor jeder moralistischen Enge, wie vor der schwelgenden Empfinderei, in die Sterne manchmal verfiel. Die Grenzstreitigkeiten zwischen Moral und Natur waren ein Lieblingsgegenstand von Lichtenbergs Geist und er entschied sie gern, halb cynisch, halb lässlich, zu Gunsten der Natur, obgleich er ein zu scharfer Verstand war, um nicht in den moralischen Forderungen selbst noch modifizierte Gewalten der Natur zu wittern. Seine ganze „Geschlechtskunde“ fragt nur, bis wie weit die Natur in die Moral eindringen dürfe. Ueber den Begriff Sünde hat er seltsame Selbstgespräche gehalten; und er dachte in solchen Dingen so frei und menschlich duldsam wie Nichtsünder fast nie und Sünder selten genug. Seine sehr derbe Auffassung des Weibes, sein heilsüchtiger Hohn über die Idealisierung der Naturalia, über Frauendienst und Wertherthum, über jede erotische Schwärmerei hat ihren Grund in dem Be-

streben, lieber zu natürlich als zu moralisch zu sein, und in der unerbittlich trockenen Wahrhaftigkeit, der die natürlichen Nöthe lieber sind als die daraus abgeleiteten moralischen Tugenden. „Die Moral ist eine Wichtigthuererei des Menschen vor der Natur“: diesen Satz Niepsches hätte er unterschrieben. Vor jedem überspannten Sittenanspruch flüchtete er rasch in den Cynismus. Roth und Tugend: ich habe mehrmals hier diese Antithese angewandt; sie hat in Lichtenbergs Leben ihre besondere Berechtigung. Mehr noch als andere Menschen hat er sich bemüht, aus seinen Nöthen Tugenden zu machen; darum war er auch scharfsichtig wie Wenige, wo er Andere auf dem Weg sah, das Selbe zu thun, aber nicht, wie er, mit Resignation und Ironie, sondern mit Schwärmererei und Pathos: daher seine Abneigung gegen Lavater und gegen die Genies, die nicht so sehr aus der allgemeinen rationalistischen Beschränktheit entsprang wie aus einer bösen Kenntniß der schwärmerischen Geheimnisse. Darüber, daß er Goethe mit dessen Korybantenhschaar verwechselte, dürfen wir nicht staunen. Er urtheilte nach den Symptomen und vom Schöpferthum selbst hatte er allerdings keinen Begriff. Ueberhaupt errieth er leichter Mängel als Kräfte; und wenn sein Fühler die regen und wachen Nerven seines zerrütteten Körpers waren, so blieb sein eigentliches Greiforgan doch der kombinierende und zerlegende Verstand, der seine Rahe aus der Natur und seine Gegenstände aus dem Menschen holte. Lichtenberg bewachte sich selbst ängstlich und konnte sich ansehen, als stünde er außer sich; beinahe froh, in sich selbst Anlässe zu Einfällen, zu Wit, Ironie und Cynismen zu finden. Gegen sich selbst schonungslos im Beobachten, war er es auch gegen Andere, vielleicht nicht ohne schadenfrohes Ressentiment, wenn er seine eigenen Schwächen in Anderen wiederfand. Schonungslos im Beobachten, nicht im Urtheilen. Schon weil er kein Moralist war und die Menschen nicht am Ideal maß, sondern an natürlichen Normen, hatte er kein Pathos des Absprechens, sondern nur ein Lächeln oder schlimmsten Falles ein Hohngelächter. Von den Menschen überhaupt machte er nicht viel Aufhebens; er freute sich ihrer Bedingtheit, aber er betonte auch überall diese Bedingtheit, er war ein ohne Klage entsagender Skeptiker und mit einem tiefen Bestimmismus gefättigt, den er nicht zur Schau trug. (Schopenhauers Instinkt fühlte sich davon angezogen.) Hinter seinen Scherzen barg sich ein Gemüth, das sich gewaltsam vor der Verzweiflung hüten mußte. Lieblos war er nicht, aber die Liebe hatte keinen Zauber, kaum Sinn für ihn. Er hatte nicht die Fähigkeit, irgendetwas „schön“ zu sehen. Sein Verstand entkleidete ihm Alles.

Die Natur war für ihn nicht ein All von Bildnerkräften wie für Goethe, der in jeder Gestalt noch ein schöpferisches Gesetz suchte und fand. Lichtenbergs Natur war gleichsam ein Kodex, ein unerbittlicher und eigentlich unbeweglicher: der alte Unterschied zwischen organischer und mathematischer Weltanschauung. Bei Lichtenberg keine Spur von Naturbefehlung. Darum sind ihm die Er-

scheinungen nicht Ausdrücke eines geheimen schöpferischen Prinzips, er vermag sie gesondert von den Normen zu betrachten, für sich; gegen die Normen gehalten, erscheint ihm dann alles Individuelle als Karikatur. Er hat einen ganz unglaublich gestärkten Witz für jede Verzerrung. Das macht ihn zu einem der größten Parodisten (Fragmente von Schwänzen und Aehnliches). Und sein Deutschland bot ihm unselig viel Stoff. Die Lust an der Verzerrung hat ihn für Goethe bei aller Hochachtung widerwärtig gemacht. Goethe suchte überall das innere Gesetz, das im Besonderen den Typus mitheraufformt, und Lichtenberg suchte mit einem krankhaften Eifer die nackte Realität, die einmalige Besonderheit; jede Verkümmung der Außenwelt schien ihn für die Verkümmungen des eigenen Wesens zu entschädigen. Nicht nur der Haß gegen Schärmerei, Fanatismus und Verstiegenheit führte ihn gegen Lavater und die Genies: seine untere böse Lust hatte er daran, diese Fragen noch weiter auszubiegen und aufzuschwellen. Dabei unterstützte ihn sein feiner Tastsinn, der gleich herausmerkte, wo bei den Anderen die Verzerrung ansetzte. Nicht zufällig ist sein umfangreichstes Werk der Text zu den lebenshaltigen Fragen Hogarths.

Aus dem selben Trieb heraus legt er sich Sammlungen historischer, gesellschaftlicher, sprachlicher Kuriosa an, stellt komische Einfälle zusammen, Schimpfwörter, groteske Redensarten, Vergleichen, Anekdoten. Bezeichnend ist auch, was ihm an Shakespeare besonders auffiel: „Shakespeare hat eine besondere Gabe, das Nürrische auszudrücken, Empfindungen und Gedanken zu malen und auszudrücken, die man kurz vor dem Einschlafen oder im leichten Fieber hat. Nir ist alsdann schon oft ein Mann wie eine Einmaleinstafel vorgekommen und die Ewigkeit wie ein Bücherschrank.“ An Jean Paul entzückte ihn das anti-ästhetische Genie, die Meisterschaft verwegener Vergleichen. Die Fähigkeit, überall, in sich selbst, in der Gesellschaft, in Staat und Wissenschaft, in Religion und Kunst, im Weltbau, das Fehlerhafte, Zufällige, die gemeinen Untergründe, die schlechten Motive, die Noth, die Lüge, das Negative zu sehen, bildete er zur Virtuosität, aber auch bis zur Krankheit aus. Ein entsprechender Sinn für die gemeine Wirklichkeit der Welt ist in ihm lebendig. Denn Wirklichkeiten, wenn auch einseitige, sind alle Verzerrungen, die er sieht. Phantast oder verbissener Verneiner ist er durchaus nicht; er selbst verzerrt nichts, er sieht und zeigt nur Verzerrungen schärfer und grausamer als Andere, mit der größten Ruhe, ohne Aufregung, ja, wie es scheint mit heiterer Freude und lässlicher, fast anmüthiger Duldung. Nichts Verbissenes, Verbittertes, kein Weltschmerz, keine Enttäuschungsmiene, sondern nur das vergnügliche Wackeln eines stillen, feinen, weltmännischen Beobachters, dem nichts entgeht, der alle Klassen kennt, keine Ansprüche macht und sich selbst nicht sehr wichtig nimmt. „Nichts schmerzt mich mehr, bei all meinem Thun und Lassen, als daß ich die Welt so ansehen muß wie der gemeine Mann, da ich doch wissenschaftlich weiß, daß er sie falsch ansieht.“ Ein

tiefsünniger Scherz, hinter dem seine ganze Tragoedie und Komödie liegt, seine moderne Form der sokratischen Ironie; aber für ihn war keine höhere Wirklichkeit hinter der gemeinen, die er überdeutlich sah und doch bezweifelte. „Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Beglaubte für unausgemacht zu halten.“

Mit diesem auslösenden, entgötternden Spähen und Zweifeln konnte Lichtenberg nicht zu einer Schöpfung kommen. Jede Einzelheit zog ihn an und hielt ihn fest, bis er sie zerbrach oder in einen grotesken Zusammenhang gebracht hatte. Das hinderte ihn daran, zu einer Synthese zu kommen. Und dann reagierte er auf jeden Reiz des Momentes mit der ganzen Feinheit seiner Nerven und der ganzen Helle seines Verstandes. Ohne Mitleid lebt er jede Verzerrung mit, nicht als Schöpfer, sondern als Schauspieler oder Beobachter. Er verwandelte sich nicht in Das, was er sah, bis zur Identität, sondern spielte es beweglich, übertreibend und ironisch mit. In das Wesen des Schauspielers haben wenige Menschen tiefere Blicke gethan als er; und er war sich seiner zarten Verwandtschaft mit dem Darsteller dessen, was er nicht ist, bewußt. Nur verlor er nie seinen eigenen unbestechlichen und klaren Charakter, den sein Stil wunderbar ausdrückt. Die Trostlosigkeit seiner Einsichten vergißt man über der spiegelhellen, kristallisch reinen und festen Form, in der er sie mittheilt. Die läßt uns fühlen, daß hinter seiner zerfetzenden Weisheit irgendeine männliche, fast heldenhafte Kraft steht, die sich nicht scheut, den Schleier wegzuziehen, auch wenn sie dahinter eine Frage oder die Leere erwartet. Er hat wenigstens den keuschen und ehrlichen Muth zu seinen Enttäuschungen und darum lassen auch wir uns gern seine Versuche gefallen, uns zu enttäuschen. Seine negatiosten Sätze, selbst seine wenigen Plattheiten verrathen zudem einen so entschiedenen Sprachbildnerwillen, eine so feine und starke, biegsame und reine Redegewalt, eine so helle und glückliche Anschauung der Dinge und der Zustände, ein so zartes Mitschwingen mit den heimlichsten Bewegungen der Seele und des Sprachleibes, daß man fühlt: Hier redet ein durchgeistigter Mensch und nicht nur das angestrenzte, übersteigerte Organ eines Menschen. Schon als Stilist würde uns Lichtenberg unsobergeßlich sein, auch wenn seine Beobachtungen minder scharf und heherisch wären, auch wenn nicht selbst seine Scherze auf Probleme hindeuteten und seine Verneinungen für uns nicht Abgründe der Welt und der Seele aufthäten. Es ist Sinn darin, daß die beiden Denker, voll des furchtbaren Ernstes und der verzehrenden Leidenschaft, in diesem fühlen und lächelnden Zweifler und Ironiker sich bekräftigt fühlen: Schopenhauer und Nießche. Er wollte mit der Welt sein weißes Spiel treiben und sie hat ihn nur benutzt, um in seiner Maske ihren ganzen Ernst und ihre unabsehbare Tragwürdigkeit zu offenbaren.

Darmstadt.

Friedrich Gundelfinger.

Auf der Reichenau.

Seit ich in meinem Janitschek über die uralten Fresken der reichenauer Basiliken gelesen hatte, wünschte ich, sie zu sehen. Außerdem lockt mich jede Insel. Jede ist ein abgeschlossenes, mystisch eigenartiges Wesen, vom reinigenden, die Welt fern haltenden Wasser umspült. Und die Glanzzeiten der Bodenseeinsel fallen in das neunte, in das elfte Jahrhundert.

Wie ein blaßblauer Traum stieg sie zum ersten Mal vor mir auf; zart verschwommen, vom milchigen Dunst umflossen, mit langen Spiegelungen im sanft leuchtenden Wasser. Wie ein aufgelöster, blaßblauer Opal war der See. Ich ließ mich vom badischen Ufer herüberlegen; von Alters her wird man hier abgestoßen sein, um mit dem durch die Strömung bedingten Bogen auf jene Anlegestelle zu halten. Auch als hier, dichtgedrängt, die Pfahlbauten sich am Ufer hin zogen. Vorher hatte ich die Pfähle dieser Bauten, die leibhaftigen, dunkelgebräunten Pfähle, in der konstanzer Rossgartensammlung gesehen. Da giebt es auch die Waffen dieser Menschen, die Schädel ihrer Ochsen, da sind ihre Handmühlen, ihre Getreidekörner, ihre Thongefäße mit Tupfen und Streifen, ganz so wie einfache Hafner noch heute ihre Waare verzieren. Da sind ihre Klebe, Ueberreste ihrer Seile, ihrer Kleiderstoffe, der Schlittschuhe, mit denen sie, wenn die schwerfälligen Einbäume zugefroren an den Pfählen lagen, zur Insel gelangten. Da ist noch Seltzameres zu sehen. Jade- und Nephritsfächeln, sorgsam gehütete Rosibarkeiten, ehrfürchtig betrachtete Talismane, die aus Sien auf uralten Handelsstraßen oder durch unnaachweisbare Völkerströmungen hierher gelangten. Da ist noch Phantastischeres zu sehen. Ungeheuer der grauen Vorzeit. Unzählige Generationen haben es ihren schauernd lauschenden Kindern gesagt: Früher, vor langen Zeiten, gab es Drachen in den Höhlen, sie hatten Flügel und einen langen Schweif . . . Als naives Märchen kam die Ueberlieferung noch auf unsere Zeit; dann aber entdeckte man die Ueberreste der Drachen. Dort ist das Skelet zu sehen: der Drache hat Flügel, einen langen Schweif und mißt zwanzig Fuß.

Da gibt es rohe kleine Höhlenbilder, auf die noch lange die frommen Männer der Insel zeteren und die sorgsam versteckt werden mußten. Bis der Tag kam, an dem der neue Zauber der Glocken, des Gesanges, der freien Gärten, der prachtvollen Gewänder den Uferbewohnern noch mächtiger erschien. Dann fuhrn sie, Hilfe in Röthen ersiehend, hierüber; steuerten auf den, wie heute, weithin sichtbaren Bau. Als der Heilige Birmin sich unter dem heidnischen Alleanenvolke niederließ, war dort nur eine kleine Zelle; bald wurde sie vergrößert; seit fast tausend Jahren ragt der mächtige Thurm empor. Er entsteigt einem Gemirr von Dächern und Bäumen. Ringsum dehnt sich, gartenähnlich, das Gelände. Verstreute Gehöfte, Felder, Weinberge, Wiesen.

Mein Fuhrmann nahm an, daß ich im „Möhren“ wohnen würde. Ich fand ein altmodisches, von Kastanien beschattetes Haus, man öffnete mir ein niedriges, aber helles Zimmer; es schien in grüne Baumzweige überzugehen. Dicht daneben ein altes Fachwerkhäus mit etwas blind gewordenen Wappenscheiben, dahinter eine mächtige Linde. Ich ließ meine Sachen heraufbringen: hier war's ja ganz nach Wunsch.

Nun zog ich aus, die Klosterreste zu sehen. Die jetzige Ummuerung giebt wohl einen Anhalt für das einstige Gebiet. In dunklen Zeiten hüteten sie hier den Hort. Draußen rohe Willkür, hier des Gesetzes Friede. Diese alten Häuser stehen vermuthlich auf der Stelle, vielleicht noch auf den Fundamenten der Klostergebäude, in denen man tiefe Gedanken dachte; hier lasen ernste Männer in aufgeregter Bewunderung, hier erläuterten sie in den Lehrtislen Werke, die ihren Blick erweiterten und ihr Menschenbewußtsein hoben. Auf den Regalen, in Schränken standen sorgsam bewahrte Bände. Gewiß ertelste ihre Hut Bücher, die noch heute zu unseren Geistesichätzen gehören. Ehrfurchtsvoll wurde die Fackel hier weitergereicht. Die den Dienst versahen, lebten hier und sind hier begraben.

Die Kirchhofsthür steht angelehnt. Ich gehe hinein. An der alten Mauer sind verwitterte Denkmale aus der Klosterzeit; seitdem ruhen hier auf dem uralten Friedhof Generationen ackernder, pflügender, den Winstock hegendor Inselbewohner. Rothgelbe Ringelblumen, weiße und violettblaue Rönchshutblüthen wachsen auf den Gräbern, auch hellgelber Wachtelweizen, lila Glockenblumen und große weiße Malsliebchen auf schwarzem Stiel. Die entfärbten Holzkreuze werden von verblähten Florfleiern umflattert.

Ich biege zum Münster ein: der wuchtige Thurm ist aus dem neunten, die übrigen Theile sind meist aus dem zehnten und elften Jahrhundert. Es ist eine der ehrwürdigsten Kirchen Deutschlands; man hat sie sauber und ordentlich zugericlitet, als handle es sich um das neue Spritzenhaus einer kleinen Stadt. Auch anderswo giebt es uralte Kirchen. Die Stürme der Jahrhunderte hinterließen dunkle Töne und der Sonnenbrand bleichte das uneben verwitterte Gemäuer, das ein Hauch farbiger Flechten umgab. Es sind nicht bloße steinerne Wände; sie haben ja Vieles erlebt und erlitten, sie haben ein organisches Dasein erhalten. Diese intime Poesie würde auch aus der Basilika vernehmlich leise zu uns sprechen. Man ließ ihr jedoch nicht die Patina der Jahrhunderte; man bewarf sie mit grauem Putz. Keine neue Kirche kann sich eines korrekteren Aussehens rühmen.

Ich trete ein. Drinnen sieht es noch trostloser aus. Die Außenmauern schändete man offen und ehelich; innen ergeht sich perfide Fälschung, ergeht sich Similtromantik. „Ladellos“ neue, sorgfältig „richtige“ Wandmalereien des elften Jahrhunderts, frisch gemeißelte Kapitelle der selben Zeit. Alles im

Namen der „würdigen Wiederstellung unseres lieben Gotteshauses“. Unter dieser Formel werden jahraus, jahrein fluchbeladene Summen bewilligt. Entnervt und entmuthigt lasse ich mich schließlich in einer Ecke nieder; will nicht sehen, sondern des Vergangenen gedenken und Schatten beschwören.

Als ersten den Abt Hatto, den Erbauer des Münsters. Hier in der Vorhalle, unter dem Thurm, bin ich auf seinem Gebiet; diese gewaltigen Säulen hat sein Auge wohl erblickt. Er ließ nicht nur Steine fügen: er pflanzte herrlich aufgehende Saat. Die berühmte Klosterschule ist sein Werk: keine andere stand so hoch; von weit und breit kamen die Bornehmsten des Reiches und überwiesen ihre Söhne dem Abt. Die begabtesten Knaben suchte man hier unterzubringen und manche glänzende Laufbahn nahm hier ihren Anfang. Hatto war noch nicht alt, als er zurücktrat. Hier, in seinem Münster, waren die Schüler, die Brüder versammelt; zum lezten Mal redete er eindringlich zu ihnen: dann stieg er vom Abtissel, legte Stab und Mitra ab und wurde einfacher Mönch. Sein Einfluß blieb; Karl der Große hielt viel von ihm, sandte ihn auf schwierige Botschaft nach Konstantinopel. Als wohlwollender, Ehrfurcht gebietender Rathgeber zog er sich nach dem fernem Theil der Insel zurück, baute sich eine kleine Zelle und ist dort gestorben.

Nicht lange darauf, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, besaß Walafried den Thronessel der Abte. Ein Schwabe, armer Leute Kind, einst Schüler des Klosters. Seine ungewöhnliche Befähigung und die Lauterkeit seines Charakters zogen die Augen auf sich: er kam als Kaplan der Kaiserin Judith und als Lehrer des Thronfolgers nach Aachen. Dann verließ man ihm, trotz seiner niederen Abkunft, die nur vom Papst abhängige reichenauer Abtei; sie war so vornehm, daß kein Bürgerlicher und nur selten Einer vom niederen Noel als Mönch zugelassen wurde. Dem leidenschaftlich der Wissenschaft ergebene Mann gelang es, eine für jene Zeit erstaunliche Bibliothek zusammenzubringen. An tausend Bände: und was bedeuteten damals diese kostbar bemalten Rollen des nicht mehr hergestellten Papyrus, diese Kodizes aus Pergament und aus Baumwollenpapier! Kunstvoll waren sie bemalt, kostbar und geschmackvoll waren die Einbände dieser Zeit. Damals hatte manche Stadt kein einziges Buch, damals begnügten sich viele Klöster mit ihrem Missale.

Walafried, der Gelehrte, war auch eine Künstlernatur: er dichtete, er zeichnete, unter ihm entstand die hochwichtige Malerschule, wurden die Kirchen und Klostergebäude mit Bildern geschmückt. Viel wurde damals auf der Insel gesungen und gespielt. Der Nebenbau wurde veredelt; schon unter dem Abt Hatto erhielten die Schüler nach bestandener Prüfung Trauben vom Klosterweinberg. Der Schwabe Walafried brachte dem Kloster die erste große Blüthezeit. Er starb schon im vierundvierzigsten Lebensjahr und ruht hier im Münster unter den hochgeborenen Neben der Insel, die er verüßigt, als armer Kabe, betreten hatte.

In der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts stand wieder ein Berufener dem Kloster vor. Der berühmte Abt Berno war einer der an Wissen und Einfluß reichsten Männer seiner Zeit. Unter ihm erhielt das Münster seine jetzige Gestalt (nur wenig kam später hinzu). Kaiser und Papst waren bei der Einweihung zugegen; feierlich sind sie zwischen diesen mächtigen Steilern geschritten. Unter dem Abt Berno lebte und lehrte der bedeutendste Bruder, dessen sich die Klostergeschichte rühmt, Hermann der Lahme. Er entstammte einem vornehmen Grafengeschlecht, war als Kind hergekommen und verließ die Insel nicht wieder. In alle Gebiete damaliger Wissenschaft war er eingebungen, in der Theologie und Astronomie, im Griechischen, Hebräischen und Arabischen hat er unterrichtet. Dabei war er Musiker, verfertigte kunstvolle Musikinstrumente und verbesserte ihren Bau. Mit Rührung und Bewunderung lauschte man wohl dem Klang der kleinen Handorgel, des Viella, einer Urgeige, der Vira, einer Vorgängerin der Laute. Hermann dem Lahmen verdanken wir die berühmten Sequenzen, das „Salve Regina“ und „Alma redemptoris mater“. In diesen Mauern erschallten die Lieder zum ersten Mal; eilig wurden sie abgeschrieben und von allen Seiten wurde das Kloster darum angegangen. In jenen Zeiten der einen europäischen Kultur hatten sie sich bald in die entferntesten Länder verbreitet. Hier in der Zelle hat Hermann das Gedicht niedergeschrieben, es sich leise, auf und ab gehend, vorgesungen. Bald nach dem Abt Berno ist er gestorben und liegt hier begraben.

Zwei katholische Pfarrer betreten die Kirche, suchen den Münster, wünschen, den berühmten Münsterschatz zu sehen. Gern schließe ich mich ihnen an. Wenn es sich um Reliquien handelt, nur nicht die Gesellschaft wigelnder Berliner, nur nicht eine Residenzschloßbesichtigung mit Republikanern. (Ich meine waschechte, nicht solche, die es weit gebracht haben und denen viel der Höhepunkt des Daseins bedeutet.)

Durch den Chor des vierzehnten Jahrhunderts mit seinem guten Gestühl, seinem vergoldeten, mit Löwen verzierten Abtstuhl, geht es durch die alte Thür in die Sakristei. Dort werden geschnitzte Schränke geöffnet und die Kostbarkeiten behutsam herausgehoben. Zuerst das „Heilige Blut“: vor fast tausend Jahren gelangten die gnadenbringenden Tropfen nach der Insel und noch heute wird die Reliquie als „Wettersegen“ (wie altheidnisch klingt das Wort!) vom Mai bis zum September täglich nach der Messe enthüllt. Am Sonntag nach Pfingsten feiert man das Blutfest. Das ist der Ehrentag der Insel. In großer Prozession wird die Konstranz durch die Felder und Weinberge und Wiesen getragen.

Nun zeigt uns der Münster den Schrein mit den Gebeinen des Heiligen Markus. Möge sich die Reichenu mit Venedig auseinandersetzen: die Sache klingt eigentümlich. Zu Anfang des achten Jahrhunderts bestach der hiesige

Abt den Herzog von Venedig. Der lieferte heimlich die hochheiligen Gebeine. Wie es scheint, traute man der Sache nicht recht oder durfte sie nicht ruckbar werden lassen; unter dem Namen eines anspruchlosen Heiligen lag die Reliquie irgendwo auf der Insel, unbeachtet, vergessen. In der folgenden Generation wurde die Wahrheit im Traum offenbart; ein Abt nach dem anderen vertraute seinem Nachfolger das große Geheimniß. Endlich, hundert Jahre nach ihrer Ankunft, wurde die an oberster Stelle sanktionirte, beglückende Gewißheit feierlich der Welt verkündet. Die Gebeine kamen in einen silbernen Schrein. Andächtige strömten herbei. Wirklich wurde in Venedig während längerer Zeit der Heilige Markus „vermisst“; wirklich versuchten die Venezianer im fünfzehnten Jahrhundert, das reichenauer Kloster zum Verkauf seines kostbaren Schatzes zu bewegen. Mögen Andere sich für den Heiligen Markus des Bodensees oder für den der Adria entscheiden. Der von Reichenau liegt jetzt in einem gothisch-französischen silbernen Schrein. Eine entzückende Arbeit: reizvolle Schmelzornamente, fein und doch streng stilisirte Pflanzenmotive. In prachtvollem Ornat kniet ein König, kniet eine Königin; sie überreichen dem Löwen des Heiligen Markus einen Reichsapfel, ihm, dem Oberherrn der Insel.

Dann kommen Schätze, die dem Betrachter die so fern liegende Blüthe des Klosters vor Augen führen. Unter der Regierung des großen Walafried wurden diese Pergamentbände mühsam, liebevoll, kunstvoll beschrieben, lagen gewiß ihm zur Bezauberung vor. Hier ist eine frühromanische Vexis mit auffallend schönen Elfenbeinschnitzereien. Groß heidnisch wirkt dagegen die spätere Reliquie, die den Kopf des Heiligen Bartholomäus umschließt. Augen und Nase bestehen aus Steinen und Perlen. Afrikanische Neger, Südseeinsulaner würden vornehmer stilisiren.

Meine Begleiter im Priesterrock interessieren die Kompetenzen der verschiedenen hohen Beschützer. Ja, wer ist denn nur der eigentliche Patron? Wohl der Heilige Markus; aber nach der Mutter Gottes heißt der Mönster und wiederum wird der Heilige Bartholomäus hier ganz besonders verehrt? Der Mönster erklärt die Rangordnung. . . Ich wandere weiter, planlos; ich habe ja Zeit. An jedem Bauernhaus halte ich und freue mich an den Blumen. Ueberall verschiedene, überall ein Reichthum an Blüten und Farben. Hier eine verschwenderische Fülle von Rittersporn: vom hellsten Rosa steigern sich die Töne bis zum tiefsten Purpur. Hier hoher, schneeweißer Phlox, hier wuchernde Kapuzinetkresse, in gold-kupferner Pracht; dort leuchtend rothe Brennende Liebe. Dann wieder Balsaminen, magentaröthliches Löwenmaul, naino runde, leuchtende Studentenblumen, eine entzückende himmelblaue, niedrige Winde mit weißem Kelch. Mir wird hier wohl, denn ich komme von überaus herrschaftlichen Gärten. Also aus jener stumpfsinnigen Konvention, die überall, außer in England und Sizilien, die „besseren“ Privatgärten ihrer natür-



lichen Zierde beraubt. Gewissenhaft walteten hochbejoldete Obergärtner ihres Amtes, pflegten stilllose Anlagen; auf ihren tadellosen Rasenflächen setzen sie grauenhafte Araucarien, freudlose Dauerbeete von Blattpflanzen und von Begonien. Traumhaft schön könnten diese Gärten sein; sie haben eine herrliche Lage, alten Baumbestand, freiziebig ausgefegte Ritteln, doch die gute alte Tradition ist verloren gegangen. Hier, in diesen Gärten, ist sie noch zu finden. Hier kränkt keine falsch gezogene Linie. Alles ist vernünftig und harmonisch geplant. Hier spreizen sich keine nüchternen „Zierpflanzen“, hier giebt es noch die Augenweide blühender Blumen, mannichfacher, duftender, leuchtender Blumen.

Die Insel hat ein familienhaftes Ansehen; nur selten findet man ein trennendes Gatter. Ein Besitz geht unmerklich in den anderen über. Zerstreut liegen die Häuser; einige sind recht alt, mehrere, meist herrschaftliche, haben hübsche architektonische Motive. So giebt es kleine Schlösschen mit runden Thürmchen; dort das „Burgle“, in dem Papst Martin zur Zeit des Konzils wohnte. Ein pittoreskes Portal des sechzehnten Jahrhunderts. An der steinernen Seemauer blühen lila Glyzinien. Das glanzvollste Gebäude der Insel ist vom Boden verschwunden: die Pfalz, das Absteigequartier der königlichen und kaiserlichen Gäste. Königin Hildegart, die schöne, allseitig verehrte und geliebte Gattin Karls des Großen, wird besonders erwähnt. Mit vierundzwanzig Jahren starb sie; ihre Nachfolgerin war die unheilvolle Fastrada. Dann, während des konstanzer Konzils, traf hier Sigismund seine Gemahlin, die Kaiserin Barbara, und söhnte sich mit ihr aus. Sie blieben hier vierzehn Tage. Barbara mußte sich Mancherlei vergeben lassen. Das scheint ihr gelungen zu sein. Sie war verführerisch schön, mit blendend weißer Haut, hoch und schlank; von einer begehlichen Sinnlichkeit, alle Grundsätze verlachend, eine amoralisch-veranlagte Frau. Warum schreibt man nicht das Leben der Kaiserinnen des alten Reiches? (Nicht „für deutsche Frauen und Jungfrauen,“ sondern sachlich, als werthvolle Blätter einer Kulturgeschichte.)

Hier, nicht weit vom Klosterkomplex, erhob sich die Pfalz. An der Stelle der ersten, aus dem zehnten Jahrhundert, wurde vierhundert Jahre später die „Neue“ erbaut. Mit malerischen Renaissancegiebeln geschmückt, kam sie auf das neunzehnte Jahrhundert und wurde dann zum Abbruch verkauft. Nichts meldet die Stelle. Am Ende wäre eine Gedenktafel nicht überflüssig; auch wenn man es vielleicht unterlassen müßte, jedes einzelne der noch in den Kirchen vorhandenen romanischen Kapitele abzuschleifen und in Stand zu setzen.

Die Insel ist so groß, daß sie Wanderungen gestattet und unerwartete Ausblicke gewährt, interessante Verschiebungen der bewaldeten Schweizerufer, der fernern hegzauer Kuppen. Als ich über einen Feldweg, zwischen weißer Schafgarbe und blauem Wegwart, gehe, sehe ich eine Kirche vor mir. Das ist ja die Hattozelle, die Georgskirche von Oberzell. Als Hatto in seinem Münster sich

der Abwürde begeben hatte, zog er hierher in den stillen Winkel und ist hier gestorben. Später wurde seine Zelle vergrößert; in ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus frühromanischer und frühgothischer Zeit, nur ein Theil aus dem neunten Jahrhundert. Auch diese Basilika wirkt neu und frisch. Innen ist die Polychromirung schlimmer noch als im Münster. Stumpfe Holz- und Steintöne, wie so farbenfrohe Zeiten sie nicht kannten, wurden verwandt.

Man versucht, sie nicht zu sehen, genießt die ruhige Harmonie der architektonischen Linien und besteht sich die ringsum ausgedehnten Fresken aus ortonischer Zeit. Von solchen Wandmalereien wird Mancherlei berichtet; so von denen im merseburger Palast. Sie schilderten den Sieg Heinrichs des Ersten über die Magyaren, „daß man die Wirklichkeit selbst zu schauen vermeinte“. Nur die am Bodensee sind erhalten; unversehrt fand man sie unter dem abbröckelnden Putz. Vertrauensselig hatte ich mich darauf gefreut, die uralten Kunstwerke zu sehen. Man hat blendend neue Kopien über sie gespannt. Vielleicht eine nothwendige Vorsicht; und in rühmlicher Gewissenhaftigkeit sind die fast fehlenden Gesichtszüge nicht eingesetzt worden. Natürlich war die Wirkung der Originale recht anders (so sagte mir Einer, der sie gesehen hatte) und auf jeden Fall müßten irgendwo, sei es nur in einer Sakristei, genaue Reproduktionen zu schauen sein. Auch wenn dafür die „Neupolychromirung“ der Kirche weniger gründlich ausgefallen wäre. Als die Angst vor dem Jahr 1000 und dem drohenden Weltuntergang die Gemüther bewegte, entstanden die Bilder. Abt Witigowo ließ sie malen. Ein prachtliebender Bauherr; da er jedoch nicht rechnen konnte, wurde er seines Amtes entsetzt.

Es sind Biblia Pauperum. Den Buchstabenunkundigen werden heilige Geschichten erzählt. Gewiß sind die römisch-christlichen Vorbilder erkennbar, aber eben so erkennbar ist die Eigenart, das Ringen nach dem Ausdruck. Diese Menschen sind in einer damals ganz ungewöhnlichen Weise individuell erfaßt. Wertwürdig unmittelbar sind einige der Bewegungen wiedergegeben; die Sauerherde, in welche die ausgetriebenen Teufel fahren, ist von einer verbläffenden Zeichnung. In den Medaillons zwischen den Arkadengängen sind Heiligenköpfe. Die Züge waren fast verschwunden, doch zeigt der Umriß ausgesprochene Verschiedenheiten. Hier ein schmal zulaufendes Oval, hier ein behäbiges Kinn. Möglich ist, daß Mönche der Reichenau dem Maler sahen: Kemmerich, der über frühmittelalterliche deutsche Portraits geschrieben hat, glaubt, in diesen und den gleichalterigen, gleichzeitigen goldbacher Fresken die ersten Bildnisse auf deutschem Boden zu erblicken. Zweifellos sind diese niederzeller und goldbacher Fresken das älteste Denkmal der monumentalen Malerei in Deutschland, ja, diesseits von den Alpen.

Eigenartig sind die Sturm- und Seegeister hinter dem im Rahn schlafenden Christus: gehörnte Teufelsgestalten. Ich denke mir, daß dieses Bild der

Fischerbevölkerung besonders gefiel. Interessant und gut ist auch der Farbenton, besonders fein der in Blau und Grün gehaltene Grund. Ein blonder, sanfter Heiland (blond sind auch die übrigen Gestalten); die Gewänder sind klassisch, nicht die Menschen: aus denen erklingt der neue germanische Geist. Sie stehen nicht unter den byzantinischen Arbeiten der selben Zeit, sie stehen (Franz Xaver Kraus hat es gesagt) weit über diesen starren, leblosen Gestalten. Sie gehören zu den edelsten Erscheinungen des Jahrhunderts. Immer wieder betrachte ich das Jüngste Gericht, den ersten Christus, die Apostel, die auferstehenden Toten, die schwebenden Engel. Alles sehr einfach und ergreifend.

Die Insel wird schmaler, sie zieht sich zusammen und an ihrer engsten Stelle steht eine zerfallene Ruine, die Burg Schöpfeln. Vermuthlich war sie einst von Wasser umgeben und diente als Zufluchtstätte in Kriegsbedrängniß, als Sommeritz in friedlichen Zeiten. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts war Mangold, aus dem gewaltigen Geschlecht Derer von Brandis, Fürstabt der Insel. Mit einigen Klosterherren unternahm er eine Lustfahrt auf dem See und stieg auf konstanzter Fischer, die auf dem Klostergebiet ihre Nege warfen. Er ließ sie greifen und der Kirchenfürst blendete sie mit eigener Hand. Da thaten sich die Fischer zusammen und zerstörten die Burg Schöpfeln; sie ist bis zum heutigen Tag eine Ruine geblieben.

Ein alter Damm führt nach dem badißchen Festland hinüber. Er ist mit Bappeln bestanden; sie wispeln und rauschen in der Nachmittagsluft. Buchfinken fliegen umher; auf der Reichenau sind sie häufig wie bei uns die Spagen. Am Ende des Dammes steht eine kleine Kapelle. Auf der Heiligen Insel durften keine Waffen getragen werden, keine Hinrichtungen stattfinden, durften auch keine ungetauften Kinder beerdigt werden. So brachte man hierher die kleinen Leichen; hier wurden sie ohne Sang und Klang der barmherzigen Mutter Erde übergeben. Der Fürstabt Mangold von Brandis wurde jedoch feierlich, mit Orgelton, mit Glockengeläut und Gesang bestattet. Auf seinem Grabstein saß die so oft ehrfürchtig gelüfte Hand den Stab seiner edlen Vorgänger, die Hand, die sich unzählige Male segnend erhob und mit der er in bestialischer Rohheit den Fischern die Augen ausdrückte. Ein Gitter trennt das Muttergottesbild von dem kleinen Raum: Frauen, durch die Stäbe langend, haben Feldblumen gestreut. An der Seitenwand zückt ein Erzengel Michael sein Flammenschwert gegen den Bösen. Sonderbar, daß dieser Böse sich als anmuthige Wassernixe um seine Füße schlingt.

Ein schöner Morgen. Auf der Schweizerseite liegt ein dunstiger Hauch: deutlich treten am Ende des Sees die kühnen Umrisse der Hegauer Berge hervor und über Alles hinweg ragt der Hohentwiel.

Um die dichterische Verherrlichung geschichtlicher Personen ist eine sonderbare Sache. Beliebtheit, vielleicht Unsterblichkeit, wird ihnen verliehen; daß

Leben wird ihnen geraubt. Jeder von uns kennt Frau Hadwig, ihre Gefährtin, ihren Kämmerer genau, weiß genau, wie die zarten Fäden sich zwischen ihr und Ekkehard spannen. Doch ist es außerordentlich schwer, sie als lebende Wirklichkeit zu empfinden und sich vorzustellen, daß dort, auf dem fernem, hochgelegenen Fürstensitz, geschichtlich verbürgte Menschen lebten. Eine jungverwitwete Herzogin, sehr willenskräftig, sehr gebildet, sehr anziehend. Zu sich berief sie den Ekkehard, um Vergil mit ihm zu lesen. Ekkehard war schön, klug und beredt. Und vergegenwärtige ich mir diese Wirklichkeit, so verliert der Roman, wie auch eine gute Theaterdekoration in der sonnenbeleuchteten Natur.

Hadwig von Schwaben war oft auf der Insel; wahrscheinlich als glänzend geschmückte junge Frau, gewiß in Witwenschwarz gehüllt. (Ihr Gemahl, der Herzog Burkhard, lag in einer jetzt verschwundenen Kapelle begraben.) Dann begrüßte sie wohl der Abt mit falschem Lächeln. Oft hat er von hier aus hämisch nach dem Hohentwiel geschaut; die Kloaken von Sankt Gallen waren ihm in der Seele zuwider und er hat recht Häßliches über Frau Hadwig und ihren Bergillehrer geschrieben. Ekkehard wiederum schildert den reichenauer Abt als unzuverlässig und böshaft.

Von der Schweizerseite war der Heilige Pirmin herüber gekommen. Vor nicht allzu langer Zeit stand dort noch auf halber Höhe die alte Burg Sandegg. Ihre Fundamente mögen auf das achte Jahrhundert zurückgegangen sein. Damals lebte dort Herr Sintlaz, ein vornehmer, reichbegüterter Herr, nach dem die ihm gehörende Reichenau lange Zeit die Sintlazau hieß. Er rief den fromm berebten Pirmin zu sich. Die Beiden pilgerten über die Alpen zum Heiligen Vater und erbaten seinen Segen zu einem geplanten Kloster. Nach der Heimkehr sah Pirmin auf die bewaldete Insel zu seinen Füßen beschloß, sich dort niederzulassen, und setzte hier über den See.

Nach dem Hegau zu wird das alte Fischergewerbe bemerkbar. Am Ufer, an alten Weiden und Ulmen entlang; überall sieht man Rähne und Rege.

Noch einmal komme ich auf eine uralte Kirche, die älteste der Insel: Sankt Peter von Niedرزell. Ezino, ein Better der Königin Hildegart, war Bischof von Verona. Er legte sein Amt nieder und wanderte nach der Sintlazau; hier war er erzogen worden, hier wollte er als einfacher Klosterbruder sein Leben beschließen. Das schickte sich für einen Kirchenfürsten, einen dem großen Kaiser Anvoerwandten nicht recht; doch wurde ihm gestattet, sich eine abgelegene Zelle zu bauen. Die urchwürdigste Basilika der Reichenau ist zuletzt vorgenommen worden; sie wirkt strahlend neu. In den anderen hatte man wenigstens die recht gute Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts geschont und diese Gitter, Stuckarbeiten, Schnitzereien hatten immerhin das Auge erquickt. In Niedرزell hat man selbst die feinen weißen Kokofoverzierungen bunt übermalt. Wie mir gesagt wurde, verdankt man die „würdige Wiederherstellung“ dem Pfarrer.

Vielleicht theilt er die schwere Verantwortung mit hohen Beamten und Behörden . . . Aber da unten, in der Apfis, sind die frühromanischen Fresken. Oben, in der Glorie, ein segnender Christus; ihn umgeben Heilige und Engel. darunter in Bogennischen Apostel, auch Propheten im spitzen jüdischen Hut. Man hat ja alles Zutrauen verloren; doch diese Malereien wirken ziemlich unberührt. Sie stehen höher als die von Oberzell und stammen aus dem elften (nach Anderen aus dem zwölften) Jahrhundert. Eine harmonische Farbengebung. Im Hintergrund wieder das satte Grün, das Lapislazuliblau. Trotzdem die Gesichter fast verblaßt sind, ist eine Charakterisirung erkennbar, und wie die Engel und Evangelistensymbole sich um die Heilandsgestalt ordnen, wie der Raum gegliedert ward, ist wahrhaft erstaunlich. In dieser Zeit wurde weder in Italien noch in Frankreich gleich Gutes geleistet. Nach Künste und Beyerle beeinflussten diese Fresken die Portalarkaturen in Arles, Poitiers, Chartres und anderen als Muster geltenden Kathedralen. Hier, auf dieser alemanischen Insel, blühte werthvolle Kunst; und das niedere Jüngste Gericht bildet den krönenden Abschluß dieser ältesten deutschen Malerei.

In der Dämmerung ließ ich mich hinübersegen; schattenhaft lag die Insel auf der glatten Fluth. In der Mitte ragte im Klostergebiet das Münster empor, dort, am anderen Ende, die Zelle des Hatto und hier die von Egino erbaute. Abendlicher Schein umgab die drei Thürme; sie spiegelten sich im See.

Marie von Bunjen.



Selbstanzeigen.

Wenn Götter lieben. Erzählung aus der Zeit des Liberius. J. J. Weber in Leipzig. 4 Mark.

Man forderte mich auf, zu erzählen: von mir selbst, meinem Werden, meinen Büchern. Also von meinem Leben und Leiden. Denn meine Bücher sind mein Leben. Und das Leben ist nur dann so recht ein solches, wenn es gelitten wird. In vielen, zu vielen Büchern versuchte ich, den Erscheinungen dieses leidvollen Menschendaseins unvollkommen und stammelnd Ausdruck zu verleihen. Was doch ein Gott nur Wenigen, zu sagen, was sie leiden. Statt über meine Person ins Blaue zu geraten, möchte ich von den Stätten reden, die das Lotal dieses Romans bilden. Von ihnen berichtend, spreche ich übrigens zugleich auch von mir: sind sie doch von meiner geistigen Entwicklung, meinem Werden und Sein, meinem ganzen Menschen nicht zu trennen.

Die Domus Alba ist mein leuchtendes Haus, die Villa Falconieri, nach der ich als junger Mensch durch eine schier märchenhafte Schickung verschlagen ward.

aus der Sturmfluth des Lebens durch eine schäumende Welle auf ein stilles Ufer getragen, das einer Insel der Seligen gleicht. Hier lebte ich, dachte ich, dichtete ich. Ein volles Menschenalter bewohnte ich das alte Haus der Fürsten Falconieri und mein Dasein gestaltete sich in diesem köstlichen *buon retiro*, seinem äußeren Bilde nach, zu einem Künstlertraum, einer Dichtung. Es war eitel Schönheit, höchste und zugleich reinste Schönheit war's; denn es war ein Aufgehen in die herrlichste, in die hehrste Natur. Und diese Natur war die Campagna Rom's mit dem ganzen Ueberschwall ihrer großen Erinnerungen; diese Natur war das liebliche Albanergebirge mit den Rebenhügeln und Oelwäldern Frascati's, den Ruinen Tuskolums. . . In diesen Ruinen, die in ihrer Kolossalität den Trümmern eines Bergsturzes gleichen, unter den gestürzten Säulen eines Apollon-Helios-Tempels verträumte ich Frühlingstage und Sommerabende. Die Weiskien des Plinius webten um mich einen Teppich, in der Kaiserfarbe strahlend; die Wohlgerüche der blühenden Menthe schwebten wie Weihrauchdüste um den Ort, der dem Sonnengott geheiligt gewesen; zahllose Königskerzen entzündeten ringsum auf silberhellen Blattlandelsbern ihre goldenen Flammen und zur Herbstzeit schlüpfen smaragdgrüne Eidechsen durch das rostbraune Laub der verdorrten Farnе.

Und, tief unter mir, hingelagert aller Landschaften Königin! Der Glanz des Sommertages hält sie in Gold und ihre Gefilde blühenden Wohlwies schmückten sie mit Rubinen. Ging über Rom die Sonne unter, so umkleidete düsterer, feierlicher Purpur den göttlichen Leib von Mutter Erde, die hier der Welt Rom geboren hatte. Den Berg Dreste sah ich aufsteigen als ewige Felsenpyramide und die Schwefelseen der Albula schwimmen gleich einem Nebelstreifen auf der Steppe zu Füßen des Monte Cennaro.

Was der kaiserliche Einsiedler von Capri nicht schaute, ist jene blaue Kuppel, die über dem weißen Rom zu schweben scheint; ein kristallener Kelch wie von Engelhänden emporgehoben, auf daß kein Erdenhaub das Strahlende bedecke, das Heiligthum schände: die Peterskuppel, die Kuppel Michelangelos Buonarroti. Sie überröhlt das Grab des Apostelfürsten, der ausgesandt ward, der Welt den neuen Gott zu verkünden, den einzigen und ewigen Gott; denn er ist der Gott des Mitleids, ist der Gott, der kommen mußte in diese Welt voll Thränen und Jammer. Kaiser Tiberius erkannte nicht den kommenden Gott, aber er ahnte ihn. Es war seine Ahnung, die ihn an den alten Göttern rütteln und reißen ließ: seine Sehnsucht war's . . . Dort drüben, mir gerade gegenüber, jener schön geschwungene Gipfel trug des lateinischen Landes höchstes Heiligthum: den Tempel des Jupiter Latiaris. Im letzten Stadium seines Caesarenwahnes wollte Tiberius in jenem Tempel den Altar stürzen, die Säulen niederreißen, — aus seiner Ahnung, seiner Sehnsucht nach dem neuen Gott heraus. Unterhalb des Monte Cavo jene lange Waldlinie begrenzt den Kraterrand, in dessen Tiefe der lieblichste aller Seen als silberheller stiller Spiegel leuchtet: der Spiegel Dianens, der See von Nemi, dessen Hain einstmal's das schauervollste aller göttlichen Mysterien barg; denn Apollons jungfräuliche Schwester heischte in ihrem Dienst an jener Stätte Menschenopfer. Kaiser Tiberius bildete sie, für seine eigene Göttlichkeit das Leben von Legionen fordernd.

Dieses Alles sah mein Auge von den Ruinen der Kaiservilla aus, während mein Ohr auf den Gesang lauschte, der wie aus offenen Himmeln zur Erde herabdrang, während in meiner Seele eine nebelhafte Gestalt sich formte: Kaiser Tiberius,

mit dem Wächeln des Wahnsinns um die Lippen, mit dem Blick der Sehnsucht an dieser Stätte hinausschauend über Land und Meer, um die Ankunft des neuen Gottes zu erwarten.

Dann begab es sich eines Frühlingstages, daß ich dort oben nicht allein ruhte. Mit mir befand sich der Jüngling, der sich sehnte, in Schönheit zu leben und ein guter Mensch zu sein. Aber die Götter liebten ihn zu sehr; und die Götter lassen jung sterben, wen sie lieben. Als ich ihn zu Grabe trug, lebte er für mich auf; und meine Geschichte von der Sehnsucht des Kaisers Tiberius hatte ihren Helden gefunden.

Die Domus Alba. . . Eine Geschichte hat auch diese Stätte, die geweiht ist durch ihre Schönheit. Der größte Schönheitsjücker des Alterthumes, Lucius Lucullus, dieser Lebenskünstler, der seinen siegreichen Feldherrnstab mit tuskulanischen Rosen umwand, entdeckte sie und machte sie zu einem Gedicht in Travertin und Marmor, in Blumenfeldern und Hainen, die von griechischen Statuen bevölkert waren. Unverwundlich entsteigen Frascati's Delwäldern noch heute die gewaltigen Fundamente, auf denen Lucullus' Landhaus sich erhob, unmittelbar neben dem des großen Marcus Tullius Cicero. Noch heute tragen antike Säulen die Halle der Villa Falconieri; noch heute liegen, halb vergraben, mächtige Gebälkstücke unter den Lorberbüschen; Hyllamen röthen den Grund um moosige Kapitäle und über dem leeren Brunnenboden neigt sich noch heute der schlaffe Leib einer Nymphe als genius loci herab. . . Jetzt wird die Domus Alba eine Heimstätte deutscher Kunst.

Frascati.

Richard Boß.



Die Blumenschale. Ein Buch neuer Gedichte von Hugo Salus. Albert Langen, München. 2 Mark.

Die Blumenschale.

Der Blumenschale schön gewölbtes Rund
Hat eine liebe Hand dem Freudelosen
Gar oft gefüllt mit überirdischen Rosen:
Wie schien das Leben ihm da süß und bunt!

Nun sehnt der Schale schön gewölbtes Rund
Sich nach der Weichheit roth und weißer Rosen,
Nach ihrer Blätter schmeichlerischem Rosen
Und ward darob gleich einem Dichtermund.

Denn wie ihr Rand, die weil er Rosen träumt,
Nach Rosen duftet, die doch längst verblühten,
Weil ihn die liebe Hand zu Kränzen säumt:

So singt mein Mund in Dunkel, Roth und Harm
Von Glück und Liebe, die doch längst verglühn,
Und meine Sehnsucht macht mein Lied erst warm. . .

Brag.

Hugo Salus.



Englische Malermeister.*)

Die Befreiung vom Kolorito ist der größte Ruhm der englischen Malerei und das entscheidendste Ereigniß in der Entwicklungsgeschichte der europäischen Kunst. Es leitet das reiche Schauspiel ein, das wir im neunzehnten Jahrhundert sahen.

Hogarth war zuerst Mensch, dann Künstler. Er schilderte in der Kunst verschiedene Seiten seines Wesens, sonnte sich in ihr und war wie ein Kristall in der Sonne. „Variety“ war seine Lösung. Kein Blatt, keine Skizze, kein Bild, in dem nicht der Mensch zu uns spräche; der selbe Mensch in immer neuen Variationen. Eine Empfindung, die diese Formen nahm, nicht von ihnen genommen wurde und die noch übrig bleibt, nachdem wir das ganze Werk gesehen haben, wie die Kraft des Naturelementes, das Dies und Jenes that und noch viel Anderes thun könnte. Wenn uns Künstler ihrer Art noch nicht unendlich erscheinen, sind sie nie groß. Hogarths zeitgenössische Landsleute, auch die größten, waren erst Artisten, dann Menschen. Waren sie Künstler? Wir gehen mit dem Wort leichtsinnig um, nennen einen Rembrandt so und einen Buchbinder, dessen mit dem selben Begriff Geschicklichkeit, Fleiß, Alles, was der Intellekt mit Einfällen fertig bringt, und Genie, das große, nie zu erklärende, an dem Geschicklichkeit, Fleiß und Intellekt und ich weiß nicht, was sonst noch Alles, nur wie die Finger sind an der Hand eines Riesen. Hogarth hatte den großen Willen zur Welt und gegen die Welt. Es zog ihn gewaltig, sich über die Erde zu schwingen und von oben zu regiren, Menschen und Thiere, Leidenschaften und Laster und sich selbst dazwischen mit all seinen drohenden und ernsten, seinen schönen und häßlichen Seiten wie ein Panoramamalier zu betrachten. Er, der ganz auf der Erde wurzelte, dem ein Cook-Maid mehr war als „irgendeine große Venus“, der nichts fertig brachte, als was er leidhaftig gesehen zu haben glaubte, war ein Idealist, ein Phantast, ein Symbolist, Alles, was man nur nennen mag, um das vom Erdenstreich Abgewandte zu bezeichnen.

Das waren die Anderen nicht. Sie spotteten über seine schlechte Orthographie.

*) Seinem Hogarth-Buch läßt Herr Meier-Graefe (wieder bei H. Piper & Co. in München) jetzt eins über die „Großen Engländer“ folgen. Von allen Büchern, die wir ihm danken, vielleicht das ruhigste, klarste, leidenschaftloseste. Aus dem Kapitel Portrait-Manufacturers wird hier ein Bruchstück veröffentlicht. Wer die „Großen Engländer“ (immerhin durch das Temperament eines in Manetliebe erwachsenen Impressionisten) sehen will, muß das gute Buch ganz lesen. Zu rechter Zeit kommts. Die von einem Kaiser und einem Boischafterkandidaten geförderte Ausstellung englischer Portraits hat, dank hohem und höchstem Patronat, einen Zulauf gehabt, der manchen Modernen geärgert (und zu dem Rücktritt des Herrn von Tschudi mitgewirkt) hat. Die berechtigte Freude an der glatten, klug foignirenden Kunst der Briten kam oft zu läppisch überschwänglichem Ausdruck. Die Akademiker jauchzten, die Sezessionisten knirschten. Statt in diesen auf Gefallen berechneten Bildern schöner, kräftiger, vom ersten Lebenstag an gepflegter Menschen das Bündniß alter Kultur mit emsigem Kunsthandwerkergeist zu begrüßen, thaten Viele, als tauge der Bildkunst ein neuer Morgen und sei Alles, was in den letzten Jahrzehnten geschaffen ward, endgiltig als falsch erwiesen. Jeder Werner dankte sich einen Reynolds. Sub auspiciis imperatoris eine Modeschwärmerei. Nicht für Unbeträchtliches diemal. Dennoch: das Buch Meier-Graefe kommt zu rechter Zeit.

Es giebt eine ganze Literatur über die Frage, ob er richtig schreiben konnte. Er, der, wie Rembrandt, von dem das Selbe gesagt wird, die Gabe hatte, mit Bildern zu schreiben. Sie spotteten über die Malart auf seinen Szenen, die nicht den Regeln entspreche, und vergaßen, daß er der Mann war, seine eigenen Regeln zu finden, stark genug, seine Bilder noch leuchtend zu erhalten, wenn die der Anderen längst verborben sein würden. Etwas hatten sie, was ihm fehlte und was noch heute, wie zur Zeit des „Mariage à la mode“, dem Portemonnaie zuträglicher ist als der Kunst: Gefälligkeit. Sie waren von einer Höflichkeit, die sich wie ein freundliches Lamm von seiner Bulldoggenhaftigkeit abhob und trotzdem der hülfe Einigkeit nicht entbehrte, mit den Bedürfnissen des lieben Ichs rechnen zu müssen. Auch sagt man ihnen Geschmack nach. Davon redet man bei Künstlern nur, wenn nichts Anderes zu sagen übrig bleibt; und es wäre Blaspheemie, Vergleichen bei Hogarth hervorzuhoben. Sein Geschmack war so souverain, daß er als etwas ganz Anderes erscheint als die Gabe der Anderen. Was bei Reynolds und seinen Nachfolgern Geschmack genannt wird, ist nicht der ihre, sondern der der hübschen Dinge auf ihren Bildern. Er ist allenfalls Wählvermögen, nicht Schöpfung und bedeutet in der Kunst nicht mehr als im Leben: eine Schneiderstange. Diesen zeigt die englische Malerei bis zum heutigen Tag; und er macht, daß ihre Werke bis auf wenige Ausnahmen nicht menschlichen Dokumenten, sondern konfektionirten Artikeln gleichen. Als solcher ist er bewundernswürdig; denn die Artikel sind in ihrer Art glänzend. Es gehörte Außerordentliches dazu, um einem ganz sekundären Organ solche Machtmittel zu geben. Mit Gaben, die sonst gerade ausreichen, den Menschen angenehmes Benehmen beizubringen, entstand hier beinahe eine Kunst. Beinahe. Was daran fehlt, ist nicht mehr oder weniger als Das, was einen wohlherzogenen Menschen zum Genie und eine erfreuliche Thatsache zum bestimmenden Schicksal macht. Nichts ist angenehmer als englische Bildnisse. Man sieht sie so gern wie schöne Frauen, die uns liebenswürdig entgegenkommen und mit gastfreundlicher Zusprache uns der Mühe des Sprechens entheben. Der Reiz im ersten Moment übertrifft bei Weitem unsere Empfindungen im gleichen Fall vor Werken größerer Meister. Sie geben ungebeten. Es genügt, ihnen das Auge hinzuhalten. Wie in eine geöffnete Hand legen sie mit milder Geste ihr Geschenk, eine Gabe, die auch Dem erquickt, der nicht Zeit und Lust hat, sich mit irgendeiner Spannung seines Ichs zu plagen. Anders die Großen. Sie verlangen von uns, fordern gebieterisch, daß wir ihnen opfern, und unsere Hingabe ist Qual, bevor sie Genuß wird. Dafür bleiben sie. Hogarth wird mehr als freundliche Begegnung. Man verwehrt mit ihm. Während man sich die Anderen aus- und anziehen kann wie bequeme Kleidungsstücke, beginnt Hogarth, an unserem Menschenthum zu bilden, wird zu unserem ständigen, ganz unentbehrlichen Bestandtheil, zu einem Organ von uns, mit dem wir weiter sehen, weiter erfahren, um Vieles weiter leben als vorher, da wir ihn noch nicht kannten.

Außer dem Geschmack der populären Portraits der englischen Schule lobt man ihren Geist. Man nennt die Bilder geistreich. Ein Geist, der nur betrachtet, nicht mit allen Fasern der Persönlichkeit Antheil nimmt, nicht mitlebt mit seinen Geschöpfen, wird nothwendig nur ungeistige Dinge hervorbringen. Daher erscheinen dem Widerstandskräftigen alle die Geistreichen, von Reynolds bis auf Lawrence, trotz all ihrer unzweifelhaften Grazie, trotz ihrem unleugbaren Geschmack im letzten Grunde wie grobe Materialisten. Ihr Geschmack und ihre geistreiche Rede gaben

schließlich nur die Schale ihres Wesens; und da die Schale nur rein konventioneller Art ist, kann sie nicht zur Bestimmung der Persönlichkeit genommen werden.

Die englische Malerei des achtzehnten Jahrhunderts kommt von Van Dyck her (wenn es angeht, nur den entscheidendsten unter den vielen Beeinflussern zu nennen). Van Dyck im Guten und im Bösen. Auch Hogarth, der auf seinem Haus die Büste Van Dycks aufstellte (ich frage mich immer, ob es nicht etwa eine Karikatur war) nahm sein Theil von ihm; und was ihm am Vorbild gefiel, war nicht das Schlechteste. Die Anderen hielten sich nicht nur an das künstlerische Gebahren des flämischen Meisters. Jachob, der viel bewanderte Kunde Van Dycks, hat De Piles, dem Verfasser des „Cours de peinture par principes“, verrathen, wie der Maler in London prozedirte, nachdem ihm die Gunst Karls des Ersten die Herzen der Londoner gefügig gemacht hatte. „Der Maler gab den Leuten, die gemalt sein wollten, Tag und Stunde an und arbeitete nie länger als eine Stunde auf einmal an einem Portrait, ob es sich nun um die Skizze handelte oder um die Vollendung. Mit dem Schlag der Uhr erhob er sich und machte dem posirenden Kunden eine Verbeugung, um ihm zu bedeuten, daß es für diesen Tag genug sei, und verabredete mit ihm von Neuem Tag und Stunde. Während sein Kammerdiener die Binsel reinigte und eine neue Palette vorbereitete, empfing der Maler bereits die nächste Person, der er Rendezvous gegeben hatte. So arbeitete er am selben Tage an mehreren Bildnissen zugleich mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Nachdem er sich eine leichte Skizze gemacht hatte, ließ er den Besteller die Pose einnehmen, die er sich für ihn ausgedacht hatte, und mit weißem und schwarzem Blei zeichnete er auf graues Papier in einer Viertelstunde Figur und Kleider, *qu'il disposait d'une manière grande et d'un goût exquis*. Diese Zeichnung gab er dann geschickten Leuten seines Hauses, die sie nach den Kleidern vervollständigten, so der Kunde auf Wunsch Van Dycks geschickt hatte. Nachdem die Schüler nach der Natur, so gut sie konnten, den Faltenwurf gemacht hatten, ging er selbst leicht darüber und gab in sehr kurzer Zeit mit seiner Geschicklichkeit die Kunst und die Wahrheit, die wir daran bewundern. Für die Hände hatte er Personen beiderlei Geschlechtes bei sich, die ihm als Modelle dienten.“

Weniger der Reflex einer starken Epoche, mit dem Van Dyck sein Talent speiste, und die relative Kraft seiner besten Bilder als die weise Oekonomie des Geschäftsmannes wurde das Rezept der von Reynolds geführten Generation. Man hat, wenn man die Berichte über den Betrieb in Reynolds' Atelier durchblättert den Eindruck, mehr die Frequenz im Cabinet eines fashionablen Zahnarztes als die Wirksamkeit eines Malers kennen zu lernen. Portrait-Manufacturer taufte Hogarth die Art. Sie blieb im Grunde nach ihm die selbe, die sie vor ihm gewesen war. Die Evolution in der englischen Bildnißmalerei vollzog sich in der Epidermis. Es ist kein entscheidender Unterschied zwischen den verhältnißmäßig ungerecht verurtheilten Werken Knellers und den späteren. Der Manierismus zeigt reichere, komplizirtere Masken; das Gesicht darunter bleibt das selbe. Zweifellos wuchs die Kultur. Man braucht nicht die Reden des ersten Akademiepräsidenten zu lesen, deren salbungsvoller Ton so weit von der Würze hogarthischer Aussprüche und der Eindringlichkeit seines theoretischen Subjektivismus entfernt ist, um das achtungwerthe Kulturniveau des Kreises um Sir Joshua Reynolds zu erkennen. Jedes seiner Bilder verräth die selbe Bildung. Wenn die Beschäftigung mit edlen Dingen ein Kriterium

ist, kann man dieser ganzen Epoche der englischen Kunst nicht die Anerkennung versagen. Und thatsächlich ist es eins; nur nicht für die Kunst einer Epoche. Auch diese gewinnt stets aus dem Wirken der großen Vorgänger unübersehbaren Vortheil, vorausgesetzt, daß sie ihrer Betrachtung den notwendigen Grad von Intenfität verleiht; ja, man kann fast sagen, daß sich die Kunstepochen in ihren Leistungen nach den verschiedenen Graden dieser Intenfität unterscheiden. Das ergibt sich, zum Beispiel, wenn man das englische achtzehnte Jahrhundert mit dem neunzehnten vergleicht. Daß uns die frühere Zeit wie eine relativ klassifche Periode erscheint, kommt nur von dem höheren Grad von Aufmerksamkeit her, den Reynolds und seine Schule ihren Meistern entgegenbrachten. Nicht etwa die Veränderung des Vorbildes, nicht, daß die Alten die Meister des Malerischen bevorzugten, die Praeraphaeliten auf andere Künstler zurückgingen, bestimmt den wesentlichen Unterschied, sondern, daß die relative Intenfität der Beziehungen zwischen Künstlern und Kunst im achtzehnten Jahrhundert, so bescheiden sie, absolut genommen, war, im neunzehnten Jahrhundert noch viel mehr erschlaffte und sich noch mehr als je zuvor auf das Neugierliche warf. Der Grundfehler, den Hogarth stets vermied, die Nachgiebigkeit gegen den Geschmack des Amateurs auf Kosten der persönlichen Empfindung, war im achtzehnten Jahrhundert das Entscheidende; und er wird durch den Umstand, daß Künstler und Amateur sich, wie bei Reynolds, oft in der selben Person vereinten, menschlich begreiflich, aber nicht in den Folgen gemildert. In jedem großen Künstler, mag man nehmen, welchen man will, wirkt neben dem komplexen, entwickelungsgeschichtlichen Moment, das uns mehr oder weniger deutlich verräth, auf welche Vorgänger er sich aufbaut, ein primitiver Geist, der uns zuerst kraft seiner Originalität der Anschauung gefangen nimmt und das Uebernommene als Theil seiner Welt, nicht als einer anderen gehörend, erscheinen läßt. Dieser ist, was ich bei Hogarth das Spiel nannte, Spieltrieb überschüssiger Kraft, der nur deshalb zur Kunst greift, weil ihm sonst keine gleich auslösenden Möglichkeiten übrig bleiben. Daraus erwächst im Betrachter die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Spielens, deren man unbedingt bedarf, um das Gebotene nicht als raffinierten Zeitvertreib, sondern als höchste Aufbietung des menschlichen Idealismus zu begreifen.

Von dem Manufakturcharakter, den Hogarth seinen Kollegen vorwarf, ist auch die bedeutendste Erscheinung der Schule nicht frei. Auch Gainsborough besaß nicht die Kraft der großen Menschheitsschilderer, nicht das durchdringende Auge, dem sich alles Wesentliche der Erscheinung erschließt, nicht die Rücksichtslosigkeit, die Hogarths Kunden manchmal zur Verzweiflung brachte, alles Ueberflüssige dem Ausdruck zu opfern. Er malte seine Portraits eines Details wegen oder einer Gruppe von Details zu Liebe, stellte die konventionelle Eleganz über elementarere Dinge und ließ ein Stückchen Stoff lebendiger werden als das Gemälde. Man kann sich dem Reiz der Kostüme einer Miss Siddons und einer Perdita sicher nicht entziehen. Aber der Reiz erregt nur den unerfüllbaren Wunsch, diese Kostüme vielleicht ohne ihre Besitzer einmal in Wirklichkeit zu sehen oder die Besitzer kennen zu lernen, vielleicht sogar ohne Kostüme. Unsere Sehnsucht wird nicht gleichzeitig vom Bilde erregt und gestillt, sondern zur größeren Begehrlichkeit gesteigert, die über das Bild hinaus materialisiren möchte. Viele seiner Gruppenbilder vor den stüchtig sitzjirten Coulissenlandschaften oder den roth drapirten Hintergründen wirken wie die dekorativen. Das wäre kein Fehler, wenn das Dekorative einen Rhythmus

vorbrächte. Aber für solche Behandlung fehlte Gainsborough die Kühnheit. Das Dekorative bleibt gegenständlicher Art. Er verfährt mit Dem, was das Objekt malerischer Darstellung sein sollte, wie der Theaterregisseur mit Versatzstücken. Die Pferde auf den Reiterbildnissen wirken wie billige Nachahmungen, die nur etwas ganz Außerliches mit dem Thier der Natur gemein haben. (Man denke an das Bildniß des Generals Honeywood bei Agnew oder an das des Viscount Vignier bei Charles Worthemer in London.) Oder er geht etwas weiter, schafft einen Kompromiß: und daraus entstehen Fragmente. Vor dem großen Gruppenbild der Familie Bailie in der National Gallery hat man den Eindruck, daß, wenn sich mal die große rothe Draperie hinter der Gruppe bewegte, auch die Leute mittanzten würden; so vorhangmäßig wirkt das Ganze. Der dekorative Zusammenhang geht nicht durch das ganze Bild. Das Räumliche wird dem Zusammenhang geopfert, ohne daß dieser zu überzeugen vermag. Daß der Arm, der dem Kinde die Blume reicht, zu dem blau gekleideten Jungen gehört, ist kaum zu glauben; und noch beunruhigender wirkt die schwache Stabilität der ganzen Gruppe. In der Nähe dieses Bildes, im Vestibule der National Gallery, hängt (nicht der beste) Richelieu von Champagne. Der erdbeerrothe Talar, der feudale Gesichtsausdruck unter dem purpurnen Käppi, die gräßende Geste der Hand lassen über die oberflächliche Absicht des Gemäldes keinen Zweifel. Trotzdem kenne ich kein Bildniß der englischen Schule, in dem sich der repräsentative Charakter mit gleicher Solidität des Malerischen vereinte. Man wird Champagne nie in einem Athem mit den großen Portraitisten des siebenzehnten Jahrhunderts nennen; aber er hatte auch nicht die Absicht dieser Großen, die den Ehrgeiz der Engländer stachelten, wollte weniger als sie und brachte es thatsächlich viel weiter. Die Pose, zu der er sich mit vollem Bewußtsein hergab, wird von dem passenden Körper gemimt; kein Theil des Bildes fällt aus dem beabsichtigten Eindruck heraus. Den Werken Gainsboroughs fehlt die sichere Basis einer Harmonie. Aber Gainsborough bewegt uns doch mitunter, selbst wenn wir von seinen Landschaften absehen, in ganz anderem Umfang als seine Kollegen. Er hat mit seinen Bildnissen keine Frauen, aber ein weibliches Parfum gegeben, das fast das Leben suggerirt. Seine Eleganz entsteht nicht nur aus der Mode des Tages, sondern aus seinem differenzirten Gefühl für alles Graziöse und aus einer Darstellungsart von eigener Herkunft. Wir sehen vielleicht nicht die Frauen, die er zu schaffen suchte, aber Etwas von ihm selbst, das uns die Anderen nicht geben, fühlen in dem Schwächlichen seiner Formen Etwas von der Fragilität seiner Zartheit, können uns ungefähr denken, wie er war und wie er gern sein wollte (ein nobler Geist, dem alles Gemeine fern lag), und empfinden weniger den abschreckenden Eindruck dreifler Genügsamkeit mit dem Unzulänglichen, der uns auch die besten Werke der Anderen verbittert. Auch sein Geschmack schützte ihn nicht vor ganz verfehlten Werken, von denen die Dulwich Gallery noch nicht die schlimmsten aufbewahrt. Auch er malte, was ihm vor die Staffelei kam, und brutalisirte mit dem Raffensetrieb eine Gabe, die bei größerer Enthaltbarkeit zu einer reinen Frucht gezüchtet werden konnte. Wohl aber enthielt er sich, mehr als die Anderen, des frehlen Spieles mit überliefereten Werthen. Was ihm die Kritik bis zum heutigen Tage nicht ganz vergessen hat, eine gewisse Oberflächlichkeit in der Einföhrung, die sogar in den offiziellen Bildnissen der beiden Cumberland oder in den Königsbildern in Windsor bemerkt wird, möchte ich ihm als Verdienst rechnen. Sie scheint

mir das Symptom einer Selbständigkeit der Gesinnung, die dem Materialismus der Rodemalerei eine Schranke zog, und trägt dazu bei, die Schärfe der Einwände gegen den Künstler durch die Ahnung von der Generosität des Menschen zu mildern.

Nichts fehlte Reynolds so sehr wie Menschlichkeit. Man lernt vielleicht, wie er über Rembrandt und Van Dyck und über die Italiener dachte. Das steht aber schon in seinen „Discourses“, so weit man aus diesem matten Gemälde unklarer Meinungen Etwas herauslesen kann. Dagegen macht er uns unmöglich, ein Bild seiner eigenen Persönlichkeit zu gewinnen, das geeignet wäre, der Kunstgeschichte, die von den menschlichen Offenbarungen handelt, ein neues Blatt hinzuzufügen. Was er von den Vorgängern meldet, ist nicht Das, was uns wesentlich daran erscheint. Man erzählt, daß er ein Gemälde von Tizian zerstörte, um hinter die „Technik“ zu kommen. Er verwechselte stets den Zufall mit der Ursache und versuchte, die Bewegungen von Leuten nachzuahmen, deren Empfindungen ihm fremd waren. In Van Dyck einen Kostümkünstler zu sehen, war ein verzeihlicher Irrthum. Aber Reynolds und seine Genossen nahmen von Velazquez und Rembrandt, was Van Dyck ihnen geben konnte: Das war kein Irrthum, sondern Majestätsverbrechen. In der National Gallery hängt der berühmte „Banished Lord“, der rembrandthafte Reynolds, in ganz tiefbraunem Ton mit rothem Umhang. Ein Gegenstand ist das Selbstportrait im selben Saal oder das mit der Brille im Buckingham Palace. Der erste Gedanke vor diesen Bildern wird unwillkürlich Rembrandt herabsetzen. Der Mensch ist gemeinen Instinkten immer am Schnellsten zugänglich: und so meldet sich hier zuerst Etwas wie das Bewußtsein einer unerwarteten Kleinheit des Vorbildes. Man sieht mit den Augen des Plagiators, ohne sich des Plagiates bewußt zu werden, und rechnet Rembrandt nach, daß seine Kunst schließlich recht simpel war und man doch vielleicht zu weit ging, da man ihn außerhalb aller Vergleiche gestellt hat. Die Nehmlichkeit überrascht in der That. Es ist nicht allein die typische Farbe, sondern auch das Korn nachgebildet, das poröse Fleisch, die eigenthümliche Materie; eine Nachbildung, der noch dazu nicht der Schein des Natürlichen fehlt, die in gewissem Sinn wie eine Fortsetzung, vielleicht gar wie eine Verbesserung erscheint. Was Einem bei Rembrandt unbegreiflich blieb, wird hier ganz natürlich, erschichtlich wie eine kunstgewerbliche Wirkung. Das Unausprechliche verdichtet sich zur einfachen Begebenheit. Es ist zum Glück nicht schwer, den Irrthum eben so schnell abzulegen, wie er entstand. Doch scheint es, daß nicht Jeder von Reynolds Bildern hinweg den Weg zu echten Meisterwerken findet, um sich von der Differenz zu überzeugen. Sonst würde der Nimbus Sir Joshua nicht in unseren Tagen noch so manche Augen bestechen, würde auch heute noch so manche Fälschung Sir Joshua in englischen Sammlungen nicht den Namen Rembrandts tragen.

Reynolds gleicht Rembrandt wie das Geräusch eines ausgezeichneten Phonographen der menschlichen Stimme. Er gab ihn ohne das Drama; nicht ohne Dramatik. Unter Drama verstehe ich das Schauspiel erregter Natur, das sich in jedem Werk des Einzigen abspielt, meine das Zusammenfließen gewaltiger Ströme, die nie zur Ruhe kommen; das Riteinanderkämpfen dunkler Kräfte, die nie müde werden, die stürmische Aktion aller Elemente des Werkes, die uns mitreißt und doch (wer würde es je deuten!) die Ruhe vollendeten Gleichgewichtes in die Seele gießt. Reynolds malt mit Rembrandts Farben. Auch diesen und jenen Strich

mag man wiederfinden. Aber die Theile scheinen sich bei ihm auf einer Stelle zu bewegen. Sie leisten nichts. Was Sandrart als Sonderheit Rembrandts hervorhob, daß er „allen Denen die Augen geöffnet, welche dem gemeinen Brauch nach mehr Förder als Maler sind“, geht bei Reynolds wieder verloren. Nicht das Werden des Kunstwerkes erkennen wir, die Handlung seiner Atome, nicht die Entwidlung der zur Schöpfung werdenden Empfindung, die allein in uns den Glauben an das Schöne erweckt, sondern der unbewegliche Zustand wird zu zeigen versucht, der Eindruck, den wir uns immer nur selbst bereiten können. So wandelt sich der vermeintliche Fortschritt über Rembrandt hinaus zu einer Verbilligung des Vorbildes. Das Wichtigste verschwindet und nur ein Schatten bleibt. Man kann nicht wie Rembrandt malen, nicht seiner Größe wegen, sondern, weil die Wiederholung solcher Konstellation der Instinkte ausgeschlossen ist. Annäherungen sind denkbar, hervorgebracht durch glühenden Enthusiasmus und eine Verwandtschaft der Empfindung. Sie haben sich oft genug ereignet und wir sahen daraus neue Werthe hervorgehen; die ganze Kunstgeschichte baut sich auf solche Wahlverwandtschaften. Nur werden wir immer in solchen Fällen den überlieferten Werth als Schale oder als Kern eines Neuen erblicken, umgewandelt durch eine neue Empfindung, nicht verarmt, wie bei Reynolds, sondern bereichert. So entdecken wir in Hogarth durch das reiche Gewebe seiner Impulse hindurch Rubens; und diese Entdeckung schmälert weder den Einen noch den Anderen. Unsere Liebe zu dem großen Blamen erhält durch die Zeugenschaft eines großen Nachfolgers neue Nahrung, und daß Hogarth ein so gewaltiges Vorbild zum Ruhen seiner Kunst zu absolviren vermochte, rechnen wir ihm zum Ruhm. Auch Reynolds fügt den überlieferten Werthen Etwas von sich hinzu; aber es ist rein negativer Art... Vermeintliche Qualitäten der Alten übertrieb Reynolds. Er machte die Schatten um ihr Bestirn noch dichter und kam der Zeit, die nur in den Augen der Sentimentalen und Schwachen einen Rembrandt verbessert hat, noch bei ihrem Herfürungswerk zu Hilfe, indem er die verschwiegenen Kostbarkeiten aus dem unbeabsichtigten Dunkel ganz entfernte. Sein Antheil am Vorbild war also Raub. Er that nicht nur nichts hinzu, sondern lohnte die Hilfe mit Entstellung.

Darin beruht die verhängnißvolle Rolle des berühmten Führers. Wie er mit Rembrandt handelte, so verfuhr er mit Van Dyck (man denke an das Bildniß der „Two Gentlemen“ der National Gallery und viele andere), so verfuhr er mit den Italienern (man denke an den „Death of Dido“ im Buckingham Palace, an die „Charity“ in Oxford, an die „Children with a net“ bei Sir Alexander Henderson). Johnson hat diesen vielgerühmten Universalismus treffend gezeigelt: „One may be so much a man of the world as to be nothing in the world.“ Er war es vor Allem, der in die neue Kunst den üblen Brauch einführte, an die Stelle des Originalwerkes, dessen Eigenart die Hingabe aller Kräfte des Aufnehmenden fordert, ein gefälliges Feuilleton zu setzen, mit dem sich der sparsame Leser immer lieber zufriednen giebt. Ein Popularisator schlimmer Sorte, am Meisten verantwortlich für die Verweichlichung der englischen Kunst, an deren Folgen noch heute das Kunstleben nicht nur Englands krankt. Wohl hatten die Meister Hollands und Italiens schon lange vor Reynolds ihre Epigonen. Es waren Schüler, die den Meister mit oder ohne seinen Willen nachahmten, oder Reiber, denen das aufsteigende Bestirn die Galle oder die Gewinnsucht fachelte. Solche niederen Kon-

Kurrenzen sind unvermeidlich; und mögen sie in der Biographie des Helden noch so viel Platz einnehmen: sie haben mit ihm, nicht mit uns zu thun. Bandinelli konnte vielleicht Michelangelo's Karton zerstören und ihm ein paar Aufträge wegnehmen. Die schädigende Wirkung war ein Steinchen auf dem Lebensweg des Großen und gehörte zu ihm, wie alles Ungemach dazu gehörte, um den Meister zu bilden, der in unserer Vorstellung lebt. Reynolds aber griff unter der Maske der Verehrung und mit einer Geschicklichkeit, die ihresgleichen nie gefunden hat, an diese Vorstellung. Er setzte ein blaßes Abbild an die Stelle des Großen, der jedem Volk Nationalheld sein sollte. Mag er sich seines Vergehens nicht bewußt gewesen sein: Das hat nur untergeordnete Bedeutung. Selbst der nicht gerechtfertigte Einwand, daß er erst die großen Leute zur Mitwirkung an der Bildung heimathlicher Traditionen heranzuziehen versuchte, entkräftet nicht den Vorwurf, daß er mit ihnen eine Blasphemie beging. Und wie er die Anderen banalisirte, so trivialisirte er vor Allem sich selbst. Er spielte Theater mit seiner Empfindung. Ich kenne nichts Banaleres als die berühmte Siddons als tragische Muse in Grosvenor House (oder gar die ungeheuerliche Wiederholung in Dulwich) oder Garrick zwischen der Komödie und Tragödie, bei Lord North'schild, oder das Hauptwerk in der Eremitage in Petersburg; der junge Hercules als Schlangentöter. Eine göttliche Gerechtigkeit will, daß die Geschicklichkeit, die nicht einer großen Aufgabe dient, nur dahin wirkt, das Banale noch banaler zu machen. Deshalb vermag einem Freunde der Kunst, dem sich der Sinn für edle Meister erschloß, die Virtuosität mancher Bilder von Reynolds nicht die profunde Bedeutungslosigkeit seiner ganzen Thätigkeit zu verschüllen. Gewiß war er reich an Einfällen. Das Mädchen mit der Puppe, im Besitz der Prinzessin von Hessen, oder das rundliche, roßige Gesicht der Kessy O'Brien unter dem weißen Strohhut, die Arme nach berühmten Mustern auf die Fensterbank stehend (bei Charles Wertheimer in London), sind niedliches Spielzeug für spielerische Sinne. Gewiß ist das Können in manchen Portraits außerordentlich. Einige Bildnisse nach Johnson fallen durch ihre Intensität in der Masse auf. Man merkt, daß sie nicht zu den hundertfünfzig Stück der Jahresproduktion gehörten, sondern der Konzentration eines vom Interesse am Objekt angeregten Willens entsprangen. Doch auch hier geht die Gestaltungart nur um ein Geringes tiefer. Sie wirkt mit der Physiognomie wie ein kluger Photograph, der dem Modell die denkbar natürliehste Stellung giebt. Da die Physiognomie interessant ist, wird das Bild interessant, aber es verdankt nicht dem Maler den Reiz, sondern der Natur; und bleibt daher stets eine sekundäre Erscheinung. Ein großer Maler dagegen versteht, durch die Organisation seines Werkes das Vielseitige des Lebens zu wiederholen, nicht, indem er sich lediglich an die Momente hält, die in der Natur diesen Eindruck ergeben und von denen immer nur ein beschränkter Theil sichtbar ist, sondern, indem er aus seiner Erfindung ein Symbol gewinnt, um das dem Auge Gegebene zu verstärken. Unter den Frauenportraits Reynolds giebt es interessante Dinge, die die Banalität einer „Robinetta“ weit hinter sich lassen. „Bertha“ und die Mrs.

Reynolds bei Mallogge, als Kind, „Portrait of a young woman“ der Reynolds'schen Zeit.

verführerische Details. Die Behandlung der gepuderten Haare und des Tülls von sehr großem malerischen Reiz. Es wäre ganz verkehrt, wollte man aus thausendfachen oder vermeinten Bedeutung solcher Details im wirklichen Dasein Dargestellten die Forderung ableiten, diese Einzelheiten müßten unbedingt im E

die gleiche Bedeutung einnehmen und eine größere Rücksicht des Malers auf sie sei von vorn herein unkünstlerischer Art. Das wäre umschriebene Moral-Kesthetik. Velazquez, Goya und viele andere Meister haben sie widerlegt. Wer weiß, ob Goya, dessen Beziehungen zu den Engländern, nicht allein zu Hogarth, noch ungeklärt sind, nicht gerade vorzüglich manche Bereicherung gewann. (Ob sie ihn nicht auch zu mancher Banalität verleitet haben, bleibt dahingestellt.) Der Mangel beruht vielmehr in der Unfachlichkeit des Künstlers, der gedankenlos das Feine, das Andere anders behandelt, zum Beispiel: in dem unmotivirten Gegensatz zwischen der Darstellung des Fleisches und der Accessoires. Je reizvoller die Stoffe gegeben wurden, desto raumloser und matter wirken die Puppenmasken. Man glaubt, vergrößerte Miniaturen in Gewändern von Velazquez zu sehen. Auch Velazquez hält oft, zumal bei seinen Kinderbildnissen, die Gesichter ganz glatt bei pastoser Bereicherung des Kostüms. Aber dann wirkt gerade der Gegensatz als Kunstmittel, weil der Teint, abgesehen von der unvergleichlichen Modellirung, haarstark den Ton trifft, den die anderen Maleurs des Bildes verlangen. Bei Reynolds dagegen spielt das Detail eine Rolle für sich. In der berühmten Kessig O'Brien ist die matte rosafarbene Decke auf dem Knien mit stupender Virtuosität gegeben; aber diese Behandlung steht so wenig im Einklang mit dem Rest, daß im Betrachter nicht der Gedanke vermieden wird, das Portrait einer Steppdecke vor sich zu haben. Trotzdem fehlen die Ungelenkigkeiten Gainsboroughs. Reynolds Körper sind nie unmöglich wie die des größeren Kollegen. Er hatte nach allen Regeln gelernt, einen Körper glaubhaft zu machen. Aber die akademische Affen haben noch viel Geringere befehen, ohne sich der Sphäre zu nähern, wo das warme Interesse an künstlerischen Schöpfungen beginnt. Auch fehlen seiner Koloristik nicht gewisse Zusammenhänge. In dem Lord Heathfield in der National Gallery tönt das Purpur des Modes zugleich das Gesicht; und ähnlich wirkt in der Countess of Albemarle der grünlich blaue Stoff des Kleides, der auch hier im Centrum des Interesses steht, seinen Schein auf den blassen Teint. Hier und in vielen Fällen sind zweifellos bewußte künstlerische Relationen vorhanden. Aber wie unendlich armsällig erscheinen sie im Vergleich zu der Prätention dieser Bilder! Die Farbe färbt, statt zu beleben. Sie quillt nicht aus dem Gesicht heraus, wie der Duft aus der Blume oder der Athem aus dem Menschen, sondern ist von außen dazugehan. Ganz sicher mußte die von Reynolds gewahrte Relation bestehen; es war unmöglich, so hervortretende Detailfarben ohne Wirkung auf den Rest zu lassen; aber außerdem mußte noch eine viel mannichfachere Variation hinzukommen, um die Ansprüche dieser Details und der ganzen Natur zu rechtfertigen. Auch in dem Mädchen auf Rembrandts Portrait der Suzanne van Galen mit ihrer Tochter steht der Ton des Antlitzes in enger Beziehung zu der kupferigen Farbe des Kleides, aber ist gleichzeitig ganz selbständige Regung, eine scheinbar unabhängige Eigenschaft des Fleisches. Und unter den Beziehungen, die der Forscher sucht, um dem Räthsel der Wirkung näher zu kommen, ist die hier ausgedeckte, auf die sich Reynolds beschränkt, verhältnißmäßig unabsichtlich entstanden, weil sie unter hundert anderen verschwindet. Und wie majestätisch wirkt dieses simple Werk des jungen Rembrandt, in dem kaum die Andeutungen seiner eigentlichen Gaben enthalten sind, im Vergleich zu den aufgepuyten Richtigkeiten der gegenüberliegenden Wand!

Gainsborough und Reynolds sind die Grenzen, zwischen denen die Nuancen

der Romney, Hoppner, Macburn bis zu Lawrence, dem Wunderkinde der Schule, ihr Spiel treiben. Der Letzte des Kreises brachte es im Manierismus am weitesten. Die Anderen erscheinen beinahe wie solide Leute neben Pierpont Morgans berühmtem Brunkstück, der Weißen Dame, Elisabeth Jarren, einem Arrangement von Pinselstrichen und Sentimentalität, dessen Modernismus die kühnsten Träume der Sargent, Boldini und Besnard vorherzagt. Keiner von ihnen ging über das Maß hinaus, das die Gemügsamkeit ihrer Anführer bot. Keiner hat den Titel abzuschütteln verstanden, den der alte Hogarth für sie prägte. Sie sind nicht so talentvoll und so guter Herkunft wie Gainsborough und harmloser als Reynolds. Ihr Ehrgeiz sank auf das Niveau liebenswürdiger Kostümiere. Ihre Leute lächeln, bevor sie Gesichter haben, wie Robebilder. Wären sies nur: man würde sie mit Recht in den Himmel erheben. Der Genuß, der sich an allen Robekupfern entzündet, ließe sich vergrößern. Das Schlimme ist die Kunst, die daran ist, daß nicht Puppen, sondern Menschen gemeint sind, und daß in Folge dieses unerfüllten Anspruchs nicht einmal der Reiz des Puppenhaften erhalten bleibt. Alle an sich unbestreitbaren Reize dieser Bilder, der Grad des Materischen, ihre Farben und wer weiß was sonst noch, dienen nur dazu, die Entfernung zwischen ihnen und echten Kunstwerken zu vergrößern. Ein Hundertel des Könnens dieser Leute würde in der Hand des rechten Meisters zu vollkommenen Werken ausreichen. Sie haben allerlei gelernt, nur nicht das Eine, das man nicht lernen kann: naiv zu sein.

Die englische Kunst verdankt dieser Schule die Eigenthümlichkeit, im achtzehnten Jahrhundert mit einer Ausschließlichkeit durch Bildnisse vertreten zu sein, der sich kein anderes Volk zu rühmen hat. Ist diese Eigenthümlichkeit ein Besitz? Gewiß könnte sies sein. Der Zwang des Malers, seine Gaben auf ein mit allen Mitbewerbern gemeinsames Gebiet zu lenken, war in früheren Jahren ein Grund zur Blüthe. Der Mensch, das Ebenbild Gottes, gab vielleicht kein schlechteres Modell als einft die Heiligenfigur der Kirche. Nur ist es seit ewigen Zeiten mit dem Modell allein nicht gethan. Was uns die Geschichte der Kunst als unentbehrlichen Träger des Schönen zeigt, ist der Empfindung Tiefe, die den Künstler zu seinem Modell zieht; der Umfang seiner Liebe oder seines Hasses, einer Empfindung, stark genug, ihn von dem Irdischen loszureißen, um das Ideal mit der Seele zu suchen. Daran fehlte es den Vielgerühmten. Ihre Biographien setzen sich aus den Skalen ihrer Bilderpreise zusammen. Sie waren anfangs billig und wurden dann theuer.

Eine Kunstgeschichte, die sich auf das Portrait beschränkt, hätte zur seltensten Volksgeschichte werden können. Wir erfahren nicht wenig vom fünfzehnten Jahrhundert an aus den Bildnissen großer Meister. Kaum haben drei Jahrhunderte so viele Portraits geschaffen wie die Schule Sir Joshua's in fünfzig Jahren. Und doch stünde es schlimm um England, wenn man sich auf Das beschränken wollte, was die Bilder verrathen. Sie widersprechen allen gerechten Vorstellungen von der Art des Volkes, das in hundert ernstern Fragen europäischer Kultur dem Kontinent voranschritt. Man denkt sich den Engländer gern als City-Kaufmann, nüchtern, praktisch, auf reale Dinge gerichtet, streng organisiert, präzis, und lobt seine Ehrlichkeit. Man kennt seine Liebe zur Natur, zur natürlichen Lebensführung, zur Heimath. Wer nur einen Tag in London unter den Städtern oder auf dem Lande

unter Landleuten war, ahnt die Art des Volkes, die alle Kreise durchdringt und noch verhältnißmäßig wenig von der Differenzirung angegriffen ist, die in anderen Völkern von der Theilung der Arbeit und der sozialen Geschäfte vollbracht wird. Stets bin ich aufs Neue erstaunt, von dieser Treue des Engländers zu sich selbst so wenig in der englischen Kunst zu finden. Nicht nur in der des achtzehnten Jahrhunderts; es scheint fast, als sei die Untreue seit Reynolds noch gewachsen, als seien die Geschickten, die dem achtzehnten Jahrhundert die Maske malten, immer noch wahrhafter als ihre Nachfolger im neunzehnten Jahrhundert. Eine ganz dem Leben abgewandte Kunst tritt uns entgegen, nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus flauen Gedanken gemacht, trockenen Büchern und kraftlosen Empfindungen nachgedichtet. Nicht die Inbrunst des großen Shakespears diente als Muster. Die Bücher für Backfische lesen sich diese Bilder, Romane für kurzdenkende Ladies, die vom Mann ein wohlriechendes Beinleid, von seiner Liebe den schwärmerischen Aufschlag behörter Knabenaugen erwarten. Man kann an der Wohlthat rationalen Lebens für die Kultur eines Volkes, wenn anders Kunst als Kultur gilt, irr werden.

Wie unendlich gesünder, wie viel naiver und robuster sieht neben den englischen Kostümmalern das vielverlästerte Dighuitième diesseits vom Kanal aus! Man findet hier nur in Greuze die fatalen Eigenschaften der Engländer; und ihn kann man ruhig aus der Geschichte streichen, ohne den Reichthum zu mindern. Auch die Watteau, die Lancret und Fragonard nahmen ihre Modelle von keiner tiefen Seite. Sie verfuhrn damit, wie ihre leichtbeherzte Zeit mit allen Dingen. Man machte aus frivolen Scherzen Kunst. Rembrandt und Velasquez hätten nicht gefallen. Aber der Leichtsinn hatte System; er war echt und darum, wenn bedauerlich für die Moral, ersprießlich für die Kunst. Man gab sich, wie man war; nicht, weil es so sein sollte, sondern, weil es Vergnügen machte, so zu sein. Die Malerei war das echte Kind ihrer Zeit, die so dachte, wie man malte, und, so lange die Sonne über dem lustigsten aller Königreiche schien, keine Veranlassung hatte, anders zu denken. Der Leichtsinn ging den Menschen durch und durch und war deshalb ohne Sentimentalität. Das Sentimentale war aus Geschmackgründen unmöglich. Man wollte Alles leicht und gefällig; Alles, nicht nur die Schöpfung, sondern die Ausführung leicht vorzutragen, war die Kunst. Die Seide durfte nicht wie Papier knistern und das Fleisch nicht wie Porzellan aussehen. Nicht aus Moral, sondern aus Liebe zum Schönen waren die Künstler ehrlich, ehrlich bis zu dem Grade, Alles sehen zu lassen, was sie schön fanden. Und weil dieses Ideal gesund war, ließ es sich differenziren; und deshalb dachte man weniger daran, die Schönen zu puzen als die Bilder. Die entscheidendsten Werke der Zeit sind nicht Portraits, sondern Genreszenen; und diese Genreszenen sind bessere Bildnisse als die englischen Portraits. Stärkere Konsequenz im Zeitfühlen giebt den Franzosen den Vorrang. Das Individuum erscheint in ihren Szenen nichts weniger als heroisch, bleibt aber auch vor der untreuwilligen Komik des englischen Posen-Heroismus bewahrt. Man mag es sogar Puppe nennen und mag bedauernd erkennen, daß dieser Typus nicht auf den Höhen der Menschheit wandelte; und wird trotz Alledem zugeben müssen, daß die Bilder, die diesen Typus belebten, vortrefflich waren.

Julius Meier-Graefe.



Papa.

Nun war Papa schon drei Tage begraben. Ellen saß vor seinem Schreibtisch und dachte über diese merkwürdige Thatsache nach. Sie war traurig, aber nicht von tiefem Schmerz zerrissen. Die Wohnung kam ihr nur so leer vor und sie wunderte sich über ihre eigene Ruhe und fragte sich beschämt, ob es nicht schlecht und unkindlich sei, daß sie nicht weine. Dann aber rechtfertigte sie sich entrüthet vor sich selbst: Eigentlich hatte sie doch Papa gar nicht gekannt. Wie war er überhaupt gewesen?

Wenn sie in ihre früheste Kindheit zurückblckte, so entsann sie sich ihrer Mutter noch recht gut. Die hatte viel gesungen und einen weißen Morgenrock mit langer Schleppe getragen. Und dann war sie plötzlich fort und Ellen hörte nur, Mama sei verreckt und komme bald wieder. Sie war aber nicht gekommen. Einmal las ihr der Papa unter dem Weihnachtsbaum einen Brief von der Mama vor. Der hatte ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen, weil darin stand: „Wenn ich wiederkomme, bringe ich Dir ein ganzes Häuflein von Goldstücken mit.“ Das war die Zeit, wo sie jeden Abend mit Papa um Geld Lotto spielte und Alles sparte, um später einen Königssohn heirathen zu können. Hundert Mark mußte sie mindestens dazu haben. Ellen lächelte.

Dann war einmal für allemal ausgemacht, daß sie zu Papa hereinkommen sollte, wenn ihr irgendwas in die Quere ging. Alle zwei oder drei Tage erschien sie mit gerötheten Wangen in Papas Arbeitszimmer und sagte: „Denk mal, Papa, wie unangenehm, ich habe mich gekrger!“ Dann nahm Papa sie auf den Schoß (sie mußte damals so ungefähr sechs Jahre alt gewesen sein) und streichelte sie sanft und beschwichtigend, bis sie halb lachend sagte: „Eine Lappalie.“ Das war eins ihrer Lieblingwörter, die sie von den Großen aufzuschmappen pflegte.

Wenn mittags das Essen nicht rechtzeitig auf den Tisch kam, klapperten sie Beide mit Messer und Gabel auf dem Teller und sangen dazu erst: „Ach Du lieber Augustin!“ und dann: „Lott ist tot, Lott ist tot!“ Dies Klappern war eine der größten Freuden ihres an Freuden so reichen Tages.

Sie konnte Papa Alles fragen; er sprach stets mit ihr wie mit einer Erwachsenen, scherzend und höflich, sagte ihr nie eine Unwahrheit und hörte ihrem Geschwätz mit freundlicher Geduld zu.

Je älter sie aber wurde, desto mehr wuchs, wie es ihr jetzt schien, die Distanz zwischen ihnen. Der Papa saß den ganzen Tag in seinem Sessel, Decken über den Knien und ein Buch in der Hand. Oft starrte er auch nur Stunden lang vor sich hin. Wen sah er da? Er war nach wie vor freundlich, aber immer etwas zurückhaltend und gemessen. War Das nur eine Folge seines inneren Leidens gewesen? Und dann jandten sie ihn eines Morgens auf diesem Sessel tot. ■

Sie öffnete entschlossen den Schreibtisch, als müsse sie gleich eine Lösung des Räthfels suchen. Links waren mit pedantischer Ordnung allerlei Couverts aufeinandergeschichtet, rechts lagen ein paar blaue Hefte. Sie ergriff eins der Hefte . . . Gedichte! . . . Von der Hand ihres Papas! Sie war ordentlich erschrocken: so unbegreiflich kam ihr Das vor. Sollte sie lesen? Sie sah sich ängstlich um, als ob Jemand sie belauschen könne. Dann aber blätterte sie ein Wenig und las:

Die letzte Furcht.

Eines Tages erhielt ich ein Telegramm,
 Auf riß ich's, las . . . und Alles verschwanm.
 Die Buchstaben sehe ich heut noch stehn
 Und werde sie bis zum Tode sehn.
 Ach, wie mich die paar Worte trafen:
 „Mutter soeben sanft entschlafen.“
 Dann athmet' ich auf, vom Alb befreit:
 „Nun komme, was will! Ich bin gefreit.“

Eines Tages erhielt ich einen Brief,
 Er war nur kurz, gerriß mich tief.
 Die Buchstaben seh' ich noch heute stehn
 Und werde sie bis zum Tode sehn.
 „Ich kann nicht anders. Leb wohl. Verzeih!“
 Auch dies Kapitel ist vorbei.
 Ach, wie ich mich so ganz verlor!
 Doch endlich rang ich mich empor
 Und athmete tief, vom Alb befreit:
 „Nun komme, was will! Ich bin gefreit.“

„Ich will nicht mehr leiden, nicht mehr lieben.
 Doch ist mir ein Töchterchen geblieben
 Und mit „Verzweiflung süßt“ ich es schon:
 Auch Das wird wieder eine Passion.
 Dies Kind macht mir den größten Schmerz,
 Dies Kind süßt mir den Doldz ins Herz.
 Ich will nicht mehr lieben und leiden, nein!
 Denn — Gott! — was wird das Ende sein?“

Ellen hatte das Heft niedergelegt und sah gedankenvoll vor sich hin.
 So war Papa?

Ernst Hilger.



Neue Sorgen.

Als Albert Ballin, der starke und kluge Leiter der Hamburg-Amerika-Linie, vor zwei Jahren das Wort vom „überheizten Dampfkessel“ sprach, erbebt das Gehäus der Börse. Der Widerhall des Wortes ließ eine Explosion fürchten. Als sie nicht gleich kam, hieß es, Ballin sei ein Pessimist. Das ist er gewiß nicht; nur muß ein Mann, der einem Riesenunternehmen vorsteht und die Wandelbarkeit der Dividenden kennen gelernt hat, von Zeit zu Zeit an den Wechsel alles Irdischen erinnern und darf sich das Vergnügen eines ruchlosen Optimismus nicht gestatten.

In den Rechenschaftsberichten und Generalversammlungen der H.N.L. hütet man sich vor schöner Pathetik. In diesem Jahr soll Herr Ballin besonders mißmuthig sein. Nicht nur, weil er nicht mehr als 6 Prozent Dividende zahlen kann, sondern, weil die Aussicht für die Schiffsahrtgesellschaften ihm schlecht scheint. Auch für dieses Jahr dürfte man nicht auf bessere, müsse eher mit noch schlechterer Dividende rechnen; die $4\frac{1}{2}$ Prozent des Mond mit dem unter Bari gesunkenen Aktienkurs werden als warnendes Exempel gezeigt. Ballin habe, rebus sic stantibus, die Absicht ausgesprochen, seinen Posten als Generaldirektor der Gesellschaft aufzugeben und sich im Aufsichtsrath aufs Altentheil setzen zu lassen. „Ballin verläßt das sinkende Schiff“: über solche Flucht wäre ein anderes Urtheil kaum möglich gewesen. Deshalb empfand der angeblich des Kampfes Müde die Zumuthung als eine Beleidigung und erklärte während das Berichts für eine „bodenlose Gemeinheit“ und für „frei erfunden“. Die Verbreiter blieben aber dabei, Ballin habe zu ihm bekannten Herren gesagt, er wolle die Geschäfte der H.N.L. nicht weiterführen. Das würde noch nicht viel beweisen. Der geplagte Generaldirektor, dessen Gesundheit seit Jahren nicht gut ist, kann (vielleicht im Kerger über die ungünstige Aufnahme seines letzten Geschäftsberichtes) wohl einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gerufen haben, er habe den Dreck nun satt. Daß der fünfundvierzigjährige aber im Ernst an schnellen Rücktritt denke, braucht man darum noch nicht zu glauben. Weiß ein Jahr oder auch zwei nicht so gut im Geschäft geht, flüchtet Einer, der die ganze Sache geschaffen hat, noch nicht in ein warmes Greifensedchen. Immerhin: Ballin ist schuld daran, daß Mancher, der die Sorge bereits beurlaubt hatte, sie wieder zurückrief. Im Geschäftsbetrieb der großen Schiffsahrtgesellschaften spiegelt sich die Weltkonjunktur. Läßt also die Ertragsfähigkeit der Rhedereien nach, so liegt die Folgerung nah, daß es auf den Märkten übel aussieht.

Amerika und der Geldmarkt: davon sangen im vorigen Jahr alle Klagelieder. Hätten diese beiden Faktoren ihre Bedeutung behalten, so müßte ein Umschwung zum Besseren sichtbar sein; denn Uncle Sam hat wieder rothe Baden bekommen und die Erinnerung an den $7\frac{1}{2}$ procentigen Reichsbankdiskont ist schon fern. Der Stahltrust hat den Umfang seiner Produktion wieder erweitert und die Berichte vom amerikanischen Eisenmarkt melden Erfreulicheres als vor sechs Monaten. Eisenbahngesellschaften, wie die Pennsylvaniaabahn, können ihre Bonds in Europa freilich noch nicht unterbringen; selbst nicht gegen hohe Provision. Das Mißtrauen ist also noch nicht ganz überwunden; man fragt sich, ob das Schlimmste drüben schon vorbei sei. Die Wiedereröffnung der Knickerbocker Trust Company, deren Schließung den eigentlichen Beginn der Panik in New York bezeichnete, hätte man gern als die Bürgschaft für das Nahen besserer Zeiten begrüßt. Manches Symptom deutet aber an, daß die Krankheit der Geldnoth noch nicht völlig überwunden ist. Das größte amerikanische Depositeninstitut kann nämlich die Rückzahlung der ihm anvertrauten Gelder nur unter gewissen Bedingungen den Einlegern gewähren. Der dritte Theil der Guthaben soll in der Form von Certifikaten ausgezahlt werden, die nach und nach einzulösen sind; 60 Prozent der Gelder können nach Ablauf von $2\frac{1}{2}$ Jahren abgehoben und nur 10 Prozent sofort ausgezahlt werden. Wenn die Gläubiger eine weitere Frist für ihre Forderungen zugestanden hätten (wie sie schon beim Beginn der Krisis bewilligt werden mußte), wäre es auch nicht viel schlimmer. Roosevelt's Kapuzinade gegen die Trusts hat den beabsichtigten Effekt nicht erzielt. Ein

Teil der amerikanischen Verluste ist ja auf das Konto der Antitrustbewegung zu setzen. Harriman, Morgan und Rockefeller haben gezeigt, daß die Macht der Tatsachen größer ist als die Wirkung der schärfsten Reden. Könnte man sich auf die Politik der Bank von England verlassen, so wäre auf eine Periode sinkenden Zinsfußes in der Union zu rechnen. Das englische Centralinstitut hat sich mit beinahe auffälliger Hast bemüht, wieder auf seinen normalen Satz von 3 Prozent zurückzukehren, den es seit dem September 1905 nicht mehr gesehen hatte. Fünf Diskontherabsetzungen in drei Monaten gegen nur drei der Deutschen Reichsbank, obwohl deren höchster Wechselzinsfuß noch um ein halbes Prozent über die englische Maximalrate hinaufging. In der City soll die letzte Diskontermäßigung einigermaßen überrascht haben, da sie durch die Lage der Bank nicht ganz gerechtfertigt erschien. Man hat Manches escomptirt, was nicht über allen Zweifel erhaben ist. Dazu gehört, in erster Linie, die Abnahme der amerikanischen Goldentziehungen. Den londoner Finanzleuten kam es wohl zunächst darauf an, die Bestimmungen, die der Refordtag von 7 Prozent bewirkt hatte, zu beseitigen und der Kaufmannschaft zu zeigen, daß in England die Lage eines normalen Wechselzinsfußes nicht für immer verschwunden seien. In Frankreich liegen die Verhältnisse anders. Dort sind 3 Prozent Bankdiskont beinahe eine öffentliche Einrichtung, an der Jahre lang nicht gerüttelt wurde. Erst 1907 ist man von dem Gebrauch abgewichen und hat, um sich gegen die Raubzüge Amerikas zu schützen, den Zinsfuß auf 4 Prozent erhöht. Das ist nun vorüber und der status quo ante wiederhergestellt. Frankreich, das, wider seinen Willen, zum ersten Malen auf dem internationalen Weltmarkt geworden war, scheint sich gern wieder in die Reihen der Kompanjerie zurückzuziehen. Unsere Reichsbank ist bei $5\frac{1}{2}$ Prozent angelangt und längt an, die vorjährigen Ausweise, in Bezug auf die Liquidität des Status, zu übertreffen. Die letzte Aufstellung hatte schon eine um 43 Millionen größere steuerfreie Notenreserve als die aus der selben Zeit des vorigen Jahres. Der Quartalstermin bringt ja stets eine Anspannung; aber wir sind heute doch schon auf $5\frac{1}{2}$ Prozent (gegen 6 Prozent im März 1907) und werden wohl auf ein erheblich niedrigeres Niveau kommen als im vorigen Jahr. Die Industrie wird, wie anzunehmen ist, versuchen, ihren Kapitalbedarf mehr durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen als durch Forderung von Kontokorrent- oder Wechselkredit zu befriedigen. Das ist der natürliche Weg. Auch eine vernünftige Staatswirtschaft muß ja die Aufnahme hundirter Anleihen einer Vermehrung der schwebenden Schulden durch Schatzscheinemissionen vorgehen. Beringt diese finanzielle Versorgung der Industrie, dann wird im Wechselkonto der Reichsbank zu spüren sein. Da sind die Wetterausichten also einstweilen nicht schlecht. Doch bestimmt kann Keiner vorausagen, was Havensfeins erstes Regierungsjahr bringen wird.

Die Börse hat sich durch den Beschluß der Reichstagskommission nicht ernstlich schrecken lassen. Sie hofft zuvörderstlich auf einen Ruhshandel, der ihr endlich wieder giebt, was ihr gebührt. Kleine Haufen erhalten den Humor. Seit dem Jahres-schluß sind viele Kurse gestiegen: Deutsche Bank (+ $11\frac{1}{2}$), Diskont (+ 6.60), Handelsgesellschaft (+ $5\frac{1}{2}$), Bochumer (+ $12\frac{1}{4}$), Phoenix (+ 9), Rheinbahl (+ 9), Harpener (+ 4), Hoeich (+ $5\frac{3}{4}$), Rombacher (+ $4\frac{1}{4}$), Mannesmannröhren (+ $7\frac{1}{4}$). Die Börse hat fast zwei Jahre lang auf die guten Geschäftsberichte nicht gehört und scheint jetzt bereit, auch von den minder guten sich nicht stimmen zu lassen. An solchen Berichten fehlt es leider nicht. Der Aufsichtsrath der Harzer Werke be-

schloß neulich, den Betrieb einer seiner Gießereien bis auf Weiteres einzustellen, da nicht genug Aufträge vorlagen, um alle fünf Gießereien zu beschäftigen; im lothringisch-luxemburgischen Bezirk wurden im Februar 1908 an Roheisen 20 000 Tonnen weniger produziert als im Februar 1907; im Siegerland betrug die Produktion von Bessemereisen nur noch 47 Tonnen gegen 3753 Tonnen im Januar 1908 und 3126 Tonnen im Februar 1907; im Geschäftsbericht der Essener Steinkohlenbergwerke heißt es, der Rückgang sei hauptsächlich in Koks bemerkbar, dessen Abgab in erster Linie von dem Verbrauch der Eisenindustrie abhängt; bei den Siegerländer Hochofenwerken erreichen die vorliegenden Aufträge kaum 30 Prozent der Leistungsfähigkeit und der Vorrath ist beträchtlich angewachsen, obwohl nur je ein Ofen arbeitet. Aus diesen Thatfachen (auch an die fünfprozentige Betriebseinschränkung des Siegerländer Roheisensyndikates und an die wiederholte Ermäßigung der belgischen Halbzeugpreise sei erinnert) läßt sich kein günstiges Bild vom Gedeihen der wichtigsten Industriezweige herstellen. Dabei beschließen die großen Rohstoffverhäute, um ihre Preise halten zu können, immer neue Produktionseinschränkungen und bürden damit ihren Abnehmern eine wachsende Last an Selbstkosten auf, die in ungehobnem Verhältnis zu den Einnahmen steht. Die Roheisen- und Halbzeugpreise reichen beinahe an die Notierungen für Bleche und Stabeisen heran und die Hersteller dieser Fabrikate arbeiten mit so theurem Rohmaterial natürlich ohne Nutzen. Stahlwerthverband und Roheisensyndikat erklären, sie könnten die Preise nicht herabsetzen, weil die Politik des Kohlsensyndikates ihnen unmöglich mache, die eigenen Kosten zu ermäßigen. Nicht Jeder kann, wie die H. A. L. Kohle aus England beziehen, weil, wie Ballin in der Generalversammlung sagte, die „deutschen Preise nicht den Verhältnissen angepaßt werden“. Könnte die Mehrzahl der Kohlenkäufer sich auf diesem Weg versorgen, dann müßten die essener Diktatoren nachgeben. Den Abgabmangel, über den sie klagen, haben sie selbst verschuldet. Ein Betrieb ist vom anderen abhängig; weil die Kohle theuer ist, mußte die Eisenproduktion eingeschränkt werden, und weil sie eingeschränkt ist, leidet nun der Kohlenbergbau. Von der Aufhebung der die Ausfuhr von Kohle begünstigenden Ausnahmetarife ist zunächst nicht viel zu hoffen. Sie ist für den ersten Oktober verfügt. Bis dahin kann das Kohlsensyndikat die Ausfuhr forciren und vom ersten Oktober an kann es für viele seiner Frachten den Wasserweg wählen, der billiger als die Eisenbahn ist. Der Kohle brauchenden Industrie muß aber bald geholfen werden; sonst kann sie den Abgab ins Ausland verlieren. Auf dem belgischen Eisenmarkt, zum Beispiel, ist der Wettbewerb für deutsche Fertigfabrikate schon jetzt sehr schwer, weil die deutschen Lieferanten gegen die niedrigen belgischen Halbzeug- und Kohlenpreise nicht aufkommen. Daß die Eisenindustrie mit schwierigen Abgabbedingungen zu rechnen hat, zeigt auch die starke Einschränkung der Roheisenerzeugung in England. Im Februar 1908 waren allein in Schottland dreizehn Hochofen weniger im Betrieb als zur selben Zeit des Vorjahres; eben so ist der Rückgang im clevelander Bezirk. Auch die Verschiffungen von Middlesborough haben nachgelassen. Die Schwächung der Produktion verhindert das Sinken der Rentabilität; wenn aber die Einschränkung durch zu hohe Selbstkosten künstlich bewirkt wird, kann sie nach und nach zu einer erheblichen Beeinträchtigung der Rente führen. Auch stillstehende Maschinen und Hochofen kosten Geld. Im vorigen Jahr war das Leitmotiv der Klagelieder: Amerika und theures Geld; diesmal ist: Kohle. Ladon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 575 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: UIRICOA.

Reichsbank-Olro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 2-5 Uhr.

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.



Der orthozentrische Kneifer, D. R. P. angem., ärztlich empfohlen und eine Wohltat für jeden Gläsertragenden, ist **nur** bei der Firma

Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,
Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

**Geregelte
Verdauung**

Dr. Roos' **Flatulin-Pillen**

die bei **Blähungen Säurebildung Sodbrennen**
sich gleichfalls vortrefflich bewähren.
Ermittelt in der kgl. preuss. Hofapothek in Berlin.

Meiningen

Bettenzahl: „Winterkuren“.

Sanatorium für Nervenkranken und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernd psychischer Beeinflussung. Beschränkte Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.



Photo-Apparate! Ausschliesslich Originalmarken und ausschliesslich mit Goerz- und Meyer-Kaasigmarken ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog R.P., den wir jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photographische Apparate unbedingt **voreilig**.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.

Goerz-Triebler-Binocles, Franz, Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.Freitag, d. 3./4. **Ein Sommernachtstraum.**Sonnabend, d. 4./4. **Die Räuber.**Sonntag, d. 5./4. **Was ihr wollt.**Montag, d. 6./4. **Das Wintermärchen.**

Kammerspiele.

Freitag, den 3. und

Sonntag, d. 5./4. 8 U. **Der Tor u. d. Tod**Hierauf: **Nju.**

Sonnabend, den 4./4.

8 Uhr **Lysistrata.**Montag, d. 6./4. 8 U. **Frühlings Erwachen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, d. 3./4. 8 U. **Der Privatdozent.**

Sonnabend, den 4. u. Montag, den 6./4. 8 U.

Hasemanns Töchter.Sonntag, den 5./4. 8 U. **Der gehörnte****Siegfried und Siegfrieds Tod.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von

Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher u. d.

B. Darmand u. d. Jos. Giampietra.

Henry Bender Fritzzi Massary.

Jos. Josephli Fritzzi Schenke usw.

Cabaret

Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.„Arkadia“,
Behrenstrasse 55-57.
im neugebauten**Reunions:**Sonntag, Mittwoch,
Freitag,
Jägerstrasse 63 a.**Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.**

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.**

Kein Suchen nach dem Bleistift mehr!

Schwebeapparat

„Da hängt er.“

Patente in d. meist. Staat.

Man verlange Prospekte

Preis M. 1.40—3.—

Walther Kunde

Bresden-M. Wallstr. 17/19

Bedürftige bitte auf Wunsch such.

**Hermann Meusser,** BerlinW. 35 b
Steglitzerstr. 58, Buchhandlung,
ist bestrebt, durch solide, kulan-
te und schnelle Bedienung
ihrem Kundenkreis zu erwei-
tern. Zur Erleichterung der An-
schaffung werden monatliche
Teilzahlungen in der Höhe des
zehnten Teiles des Kaufpreises ein-
geräumt. — Vollständiges Lager. —
Allerneueste Auflagen. — Katalog
gratis. — Porto freie Zusendung.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:

Die Anton und Donat **Salomonisches Urteil**

Ermiedliche Novität

Ein Nachspiel zu „Papa und Genossen“

Beide Stücke mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, d. 3., Sonnabend, d. 4., Sonntag, d. 5.,
Montag, d. 6., Dienstag, d. 7./4. Abds. 8 Uhr.

2 mal 2 = 5.

Sonntag, Nachm. 3 U. Ein idealer Gatte.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 3., Sonnabend, den 4., Sonntag,
d. 5., Montag, d. 6., Dienstag, d. 7./4. 8 U.

Der Mann mit den drei Frauen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Theater Folies-Caprice

Menschen

Pantomime in 3 Bildern.

Paragraph 343.

Mal was Anderes

Anfang 8 Uhr.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 3., Sonnabend, d. 4., Sonntag, d. 5.,
Montag, d. 6. und Dienstag, d. 7./4. 8 Uhr.

Bei uns da drüben

Sonntag, den 5./4. Nachm. 3 Uhr

Ein toller Einfall.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tgl. 11—2 Uhr Nachts.

Ab 1. April, Gastspiel

Felix Dörmann.

Vortrag eigener Dichtungen.

FOLIES-BERGÈRE

Tel. 1. 4739 Jägerstr. 63a

Anfang 8 1/2 Uhr.

Siane d'Ève

Etoile de Paris.

sowie das
unübertreffliche Aprilprogramm.
Preise der Plätze: 6, 5, 4, 3, 2 Mk.

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell.

Tafel-Musik bis 1 Uhr.

Siechen.

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachfl.** Inhaber
George Koch

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Aussenhalb. Referenzen erbeten!

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**

Schriftsteller

Bekannter Verlag über. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Ostseebad Georgenwalde

Samt. Stelkküste, Post. Tel. Bausilien, ruhiger vornehm. Erholungsort. Wald, solide Preise, Näh. Badeverwaltung

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand),

Detektivbureau Freytag
Dresden-A., Zwingerstr. 24.
Institut ersten Ranges.
Beobachtungen, Auskünfte usw.

Diabetes-Bauer

Koetschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franco
J. G. Brockmann
Dresden A3, Neuziskystrazs 5.

Die Deutsche Nafta-Gesellschaft m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren, Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungszwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrür-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst.

Bilanz am 31. Dezember 1907.

Aktiva	
Grundstücks-Conto Stahnsdorf.....	5838316 39
Hypotheken-Conto	675000 —
Kassa-Conto	4445 79
Conto pro Diverse	78421 30
Utensilien-Conto	1 —
	6596184 48
Passiva	
Aktien-Kapital-Conto	6531000 —
Hypotheken-Schulden-Conto	250000 —
Conto pro Diverse	8264 60
Reservefonds-Conto	15147 57
Grundst.-Verkaufs-Reserve-Conto ..	4900 —
Gewinn- und Verlust-Conto.....	10432 41
	6596184 48

Stahnsdorfer Terrain-Akt.-Ges. in Teltowkanal.

Fort mit der Feder!

Die neue

Liliput - Schreibmaschine

ist das Schreibwerkzeug für Jedermann.

Modell A Preis Mk. 38.—

Modell Duplex Preis Mk. 48.—

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Schritt so schön wie bei den teuersten Schreibmaschinen. Keine Weichgummitypen. Durchschlagskopien. Prämiert auf allen besichtigten Ausstellungen. Illustr. Prosp. u. Anerkennungs-Schreiben gratis und franko.

Deutsche Kleinmaschinen Werke

Justin Wm. Bamberger & Co.

München 21, Lindendammstrasse 129/131.

Zweigniederlassung: Berlin W. Potsdamerstr. 4.



In 2. Auflage erschien soeben:

Die Grausamkeit

mit bes. Bezugnahme auf

Sexuelle Faktoren.

Von H. Rau.

Mit 22 Illustrationen. 4 M. Gebund. 5/8 M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen;**Sadismus u. Masochismus.**

Von Dr. E. Laurent übers. v. Dolorosa.

6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen

Von Dr. E. Laurent.

300 Seiten br. 7/8 M. Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Landshuterstr. 2.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pf. im gesch. oessenen Brief (auswärts 70 Pf.) durch J. Muretz & Co., Berlin NO 15, e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Eheschliessung in England!

Prospekte gratis, Auslandsporto!

Brock & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

**Sind Sie
nervös**

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Oeffentl. Laboratorium
Apoth. SCHMIDT
Kötzschenbroda Dresden 12.

Commerz- und Disconto-Bank.

Bilanz für das 38. Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1907.

Aktiva.	
Kassa und Reichsbankguthaben	7 744 439,05
Sorten und Zinsscheine	784 913,90
Guthaben bei Banken und Bankiers	13 254 116,56
Wechsel	65 368 734,30
Reports und Lombards	37 981 871,59
Effekten	29 481 761,89
Aktien der London and Hanseatic Bank, Ltd., in London	5 119 013,—
Kommanditbeteiligungen	5 000 000,—
Konsortialbeteiligungen	12 549 991,25
Debitoren: (davon ungedeckt) \mathcal{M} 50 030 487,93 außerdem Avaldebitoren \mathcal{M} 14 062 354,14	165 931 601,50
Grundstück „Posthof“ in Hamburg	\mathcal{M} 2 320 000,—
abzüglich Hypotheken	\mathcal{M} 1 300 000,—
Immobilien in Hamburg	\mathcal{M} 1 192 000,—
abzüglich Hypotheken	\mathcal{M} 240 000,—
Bankgebäude und Inventar in Hamburg (Zentrale und Depositen-Kassen)	1 605 000,—
Bankgebäude u. Inventar in Berlin (Zentrale u. Depositen- kassen)	\mathcal{M} 3 995 000,—
abzüglich Hypotheken	\mathcal{M} 1 710 000,—
Bankgebäude in Kiel	750 000,—
Passiva.	\mathcal{M} 351 708 442,96
Aktienkapital	85 000 000,—
Reservfonds I	8 500 000,—
Reservfonds II	4 100 000,—
Kreditoren: auf feste Termine	105 720 911,58
in laufender Rechnung	80 618 929,68
Akzepté	180 339 841,26
außerdem Avalverpflichtungen \mathcal{M} 14 062 354,14	57 575 385,12
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	839 767,60
Dividenden-Rückstände	17 224,—
Gewinn 1907	6 036 224,98
Passiva.	\mathcal{M} 351 708 442,96

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1907.

Ausgabe.	
Unkosten	4 445 674,93
Steuern	459 182,84
Abschreibung auf zweifelhafte Forderungen	437 496,26
Abschreibung auf Bankgebäude und Inventar einschl. Einrichtungskosten für Depositenkassen	398 129,51
Reingewinn für 1907	6 036 224,98
Einnahme.	\mathcal{M} 11 810 908,52
Gewinn-Vortrag von 1906	270 007,10
Zinsen	7 328 053,62
Provision	3 596 211,28
Gewinn auf Effekten und Konsortialbeteiligungen	53 249,42
Kursgewinn auf Wechsel	487 742,24
Kursgewinn auf Sorten und Zinsscheine	81 614,66
Einnahme.	\mathcal{M} 11 810 908,52

Hamburg, den 25. März 1908.

Der Vorstand.

W. Heintze, Lucke.



**Vereinigung der
Kunsthreunde**

Farbige Nachbildungen von Gemälden der
Königlichen National-Galerie
und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57
— Filiale: Potsdamerstrasse 23 —

Der illustrierte Katalog
wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein illustrierter Prospekt bei des

Hotel und Kurhaus „**Zum Weissen Hirschen**“ Schwarzburg i. Thür.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinhöfchen, Bad Godesberg a. Rh.

Müderstes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

**Massive Landhäuser,
Schwed. und Deutsche Holzvillen**

von **7800 Mk.**

an erbaut in jeder Gegend

Johannes Lehnert

Architekt u. Baumeister

Dresden, Terrassenufer 23.

Auf Wunsch kostenloser Nachweis von Bausteilen und Zusendung von Prospekten. Beste Referenzen. Bürozeit 8-4.

Tadellosen Teint

zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.

Deutschen Teintwaspulvers und Flüssig-Teintpräparates — Preis kl. Pckg. je 1 Mk gr. Pckg. je 4 Mk.

Chem. Laborat. Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.

STATT ZITRONEN-

safft, der von manchen auf die Dauer nicht vertragen wird und auch nicht immer in unverfälschten Zustand erhältlich ist, wenn man nicht die Früchte selbst kauft, ist

als Kur gegen Rheumatismus

Leber- u. Nierenleiden u. Gallensteine weit vorzuziehen aus frischen Früchten bereitet reich an Fruchtsaft und Nährsalzen, von verdauungsfördernder Wirkung und hohem gesundheitlichen Wert

Klepperbein's Pomeranzensaft

Flasche 2,00 u. 3,50 Mk. (Letztere zur Kur ausreichend.)

C. G. Klepperbein,
Dresden-A., Frauenstrasse 9.
Geogr. 1707.

Freudsprache

Viele Tausende aller Berufszweige verdanken dem Erlernen fremder Sprachen Vorwärtskommen u. Wohlstand. — Kostenloser Rat über die besten Methoden des Selbstunterrichts u. Lieferung der geeignetsten Unterrichts-Briefe bei bequemer Zahlungsweise durch

M. Kupferschmid, München 93

Selbstunterricht**BERLIN****DER KAISERHOF**

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-KONZERT 4-8.

	12-3 DEJEUNER M. 2,50	6-9 DINER M. 5,-	8-12 SOUPER M. 4,-	
TAFELMUSIK			C	
FRANZÖSISCHE KÖCHE ERSTEN RANGES	GRAND RESTAURANT MONOPOL-HOTEL			FRIEDRICH- STRASSE 100 A.M BAHNHOF FRIEDRICHSTR.
NEUE DIRECTION				

**Herz-
Stiefel**

Berühmt
Solidität

mit dem Herz
auf der
Sohle

Eleganz
vortreffliche
Passform.

Ergaben von der
FRANKFURTER SCHUHNARRIKAG.
von **Otto Herz & Co.**

Nervenschwäche der
Männer

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 19.

Stottern de zahlen 3-6 Monate
nach Heilung, best. Gar-
antie. **C. Buchholz,**
Hannover 2, Nordendstr. 14.

Cabinet-Comer
Graeger
Sec

Gold
Silber

Zu beziehen durch
wie Weinhandlungen

Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

MURATTI'S

ORIGINAL ENGLISCHE ARBEIT

Keine Fabrik in Deutschland

HIGH CLASS
CIGARETTES

Brief an P.P. Liebe.

... Sie sind befähigt, seelisch Andere zu be-
stimmen. Ihnen durch Ihre Analyse zur inneren
Freiheit zu verhelfen. Sie haben rätselhaft Er-
scheinendes durch die überraschend richtigen
Resultate Ihrer feinsinnigen Charakterbeur-
teilungen aus den eingesendeten Handschriften
leicht begreiflich gemacht. Ihre **Eigenkunst**
kann den Nimbus entbehren; denn Ihr Talent
bestätigen Sie durch Ihre Schöpferkraft, auch
wenn die Inspiration einmal versagt. Frei-
lich hat das Tiefe nur ein kleines Publikum...
Denkende Menschen, die Handschriften zur
Beurteilung des Charakters vorzulegen
wünschen, empfangen auf **briefliche An-
frage kostenfrei** Beschnüre und Honorarbe-
dingungen. Praxis des Entdeckers der
Psychographie seit 1890. Adresse:

P.P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg i.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.- ab.

**„Sanatorium
Zackental“**
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau Td. 11

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenischen u. Rekonvaleszenten-Zustände.
Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren.
Für Erholungsuchende. Wintersport.

**Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit** eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. **Bartsch**, dirig. Arzt da-
selbst oder **Administration in**
Berlin S.W., Möckernstr. 118.



Vom Weinmarkt
völlig unabhängig!
ist seit Jahrzehnten das Champagnerhaus
Moët & Chandon
durch die Größe u. Bedeutung seines
Weinbergbesitzes.

Die in eigener Bewirtschaftung und
meistergültiger Pflege befindlichen
Weinberge umfassen einen Flächen-
raum von über 3000 preuß. Morgen
in den besten Lagen der Champagne.

Hierdurch ist das Haus
Moët & Chandon
in der Lage fast durchweg
Eigengewächse

an den Markt zu bringen, welche bei
billigsten Preisen bezüglich Qualität
jeder Konkurrenz die Spitze bieten.

Delichester Marken.

White Star Brut Impérial
„sec“ „extra sec“